

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Eine Novelle von Michael Weiss

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Erster Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Dass ich einmal eine Karriere als Schulentwickler hinlegen würde, war nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Wie viele andere hatte ich Fächer studiert, die nur zu wenigen Berufen passen, und so bin ich halt Lehrer geworden. Als solcher habe ich seit 1996 an der Sekundarschule Sulzwil gearbeitet. Ich bin früh Vater geworden, habe früh geheiratet, und da war der Lehrerberuf nicht das Schlechteste, was mir passieren konnte.

2006 ging meine Ehe in die Brüche. Ich musste Alimente zahlen, und ich durfte meine Tochter Melanie nur noch von Mittwochnachmittag bis und mit Samstag sehen. Da kam es mir gelegen, dass an unserer Schule ein neuer Stundenplanleger gesucht wurde. Ich nahm das Amt an und konnte es von da an so einrichten, dass ich Zeit für Melanie hatte.

Die Situation änderte sich, als ich meine neue Partnerin Jasmin kennenlernte, die selbst einen Sohn aus einer früheren Ehe mitbrachte. Meine Tochter hat sich von Anfang an mit beiden nicht verstanden, und als sie dann als Fünfzehnjährige einen eigenen Freund hatte, hat sie sich kaum mehr bei mir blicken lassen.

Als ich 2010 mit Jasmin noch einmal Vater wurde und sie beschloss, nur noch für ihre Kinder da zu sein, begann eine sehr schwierige Zeit für mich. Unser gemeinsamer Sohn Benjamin litt unter Koliken und schrie Tag und Nacht. Mein Stiefsohn Samuel, damals neunjährig, hatte grosse Probleme in der Schule und neigte zu Gewaltausbrüchen, was Jasmin zusätzlich belastete und auch für mich nicht einfach war, zumal Jasmin ständig der Schule und damit auch mir als «Teil des Systems» die Schuld gab.

Der Druck schlug sich auch auf die Qualität meines Unterrichts nieder, und zu dieser Zeit hatte ich ohnehin zwei schwierige Klassen, die ich kaum mehr in den Griff bekam. Mir war angesichts der von allen Seiten auf mich einwirkenden Belastungen überhaupt nicht danach, mein Pensem weiter aufzustocken, gleichzeitig aber war mir klar, dass mein Einkommen für zwei Familien nicht ausreichte. Kurz gesagt: Ich wusste damals nicht mehr ein noch aus.

Da ergab es sich, dass Jürg Abt, einer unserer Schulleiter, von seinem Posten zurücktrat. Für alle kam das damals sehr überraschend, denn er war erst um die fünfzig Jahre alt, und ausserdem hatte er seinen Job hervorragend gemacht. Er war jedoch der Ansicht, zehn Jahre in der Schulleitung seien genug, er wolle jetzt wieder etwas mehr Zeit haben für seine Familie und auch für sein Hobby, er war nämlich leidenschaftlicher Photograph. Zudem fand er, man werde nach zehn Jahren in der Schulleitung nicht mehr besser,

und deshalb solle jetzt jemand anderes die Geschicke der Schule lenken.

Dass ich mich für seine Stelle bewarb, war nichts weiter als eine Flucht nach vorne. Chancen hatte ich mir eigentlich keine ausgerechnet. Aber zu verlieren hatte ich auch nichts. Zu meiner eigenen Überraschung gab es so gut wie keine Konkurrenz, und auch der Schulrat fand aus Gründen, die ich selber nicht so recht nachvollziehen konnte, Gefallen an mir. So wurde ich 2011 in die Schulleitung der Sekundarschule Sulzwil gewählt.

Da ich nicht der Typ bin, der sich gerne mit Paragraphen, Finanzen und Organisatorischem herumschlägt, habe ich innerhalb der Schulleitung das Ressort «Pädagogik und Schulentwicklung» übernommen. Ich muss zwar gestehen, dass ich auch darüber nicht viel wusste und als Lehrer immer ziemlich konventionell unterrichtet hatte. Aber dann hat mir Jasmin ein Buch eines gewissen Siegmund Schäfer mit dem Titel «Auch Ihr Kind ist ein Genie» geschenkt, von dem sie – und offenbar nicht nur sie – grenzenlos begeistert war. Ich selbst war damals eher skeptisch, aber mir war klar, dass Jasmin aufgrund dieses Buches für Samuels Schulkarriere neue Hoffnung schöpfte, und ich wollte sie keinesfalls desillusionieren.

Zur damaligen Zeit bahnten sich in unserem Kanton grosse Reformen an: Das erste Sekundarschuljahr wurde an die Primarschule verschoben und die drei Anforderungs niveaus erfuhren eine Harmonisierung der Stundentafeln. Angekündigt war ein neuer, überkantonaler Lehrplan, den zwar noch niemand kannte, der aber umso grössere Erwartungen weckte, je weiter sich seine Veröffentlichung hinauszögerte. Auch unser Schulrat bestand darauf, dass nun wesentliche pädagogische Reformen angegangen werden müssten. So erwähnte ich an einer Schulratssitzung eher beiläufig einmal die Ideen aus dem Buch von Siegmund Schäfer und stiess auf eine positive Resonanz, die ich so nicht erwartet hatte. Frau Stücki-Baldegger, welche die christlich-sozialliberale Volkspartei im Schulrat vertrat, eröffnete mir, dass ihr Bruder in der Ostschweiz an einer Schule unterrichte, in der genau das praktiziert würde, was ich soeben umrissen hätte. Man nenne das dort «Lernen in Motivationswelten», und ich müsse mir das unbedingt einmal mit eigenen Augen ansehen.

So begab ich mich zwei Wochen nach dieser Sitzung ins Toggenburg nach Moostborn, wo mich der Rektor der dortigen Bezirksschule, Herr Gruber, zusammen mit Herrn Baldegger, dem Bruder unserer Schularätin, empfing. Bei einem Rundgang durch die Schule konnte ich mich davon überzeu-

gen, dass hier tatsächlich eine radikale Schulreform stattgefunden hatte: Traditionellen Unterricht im Klassenverband gab es fast gar keinen mehr, stattdessen verteilten sich die Schülerinnen und Schüler auf grosse Arbeitsräume, in denen meistens mehrere Lehrerinnen und Lehrer zugegen waren, die sich aber kaum in das Geschehen einmischten. Ich fragte einen Schüler, der mir wenig beschäftigt schien, woran er denn gerade arbeite. Sein Auftrag sei es, etwas über das Leben von Bertha von Suttner herauszufinden, aber leider sei gerade kein PC frei. Was er denn schon über Bertha von Suttner wisse, fragte ich ihn. Das sei halt so eine Frau gewesen, meinte er. Ich wies ihn darauf hin, dass es in der Bibliothek doch sicher Bücher über Bertha von Suttner gebe. Das lohne sich nicht, entgegnete er, er könne ja warten.

Ich wollte von Herrn Baldegger wissen, ob denn das Modell des Lernens in Motivationswelten schon einmal evaluiert worden sei. Das sei nicht nötig, meinte er, der Erfolg sei ja offensichtlich: Es gebe kaum noch disziplinarische Probleme, die Arbeit der Lehrkräfte sei viel entspannter und 90% der Schülerinnen und Schüler erfüllten die individuellen Lernziele durchgehend. Ob denn das alle Lehrkräfte so sehen würden, fragte ich Herrn Gruber. «Mittlerweile ja», sagte er mit einem süffisanten Lächeln auf den Lippen. Es habe anfangs schon auch Widerstand gegeben, insbesondere von älteren Lehrern. Es habe dann einige frühzeitige Pensionierungen und ein paar Stellenwechsel gebraucht. Man sei aber ganz ohne Kündigungen durchgekommen. «Mit jedem Alten, der pensioniert wird, wird es besser!», meinte Herr Gruber lachend.

Auf der Heimreise aus dem Toggenburg wurde mir einiges klar: Eigentlich gab es keinen Grund, von diesen Motivationswelten irgendeinen Erfolg bezüglich der Lernleistung von Schülerinnen und Schülern zu erwarten. Andererseits war offensichtlich, dass es an Schulen, welche Motivationswelten einführten, äusserst entspannt zu- und herging, und dass Motivationswelten einem Wunsch des Zeitgeistes entsprachen. Und mir wurde bewusst, dass ich es – öffentlich und eben auch privat – zu grossem Ansehen bringen könnte, wenn es mir gelingen würde, Motivationswelten auch an der Sekundarschule Sulzwil zu etablieren.

Zum ersten Mal in meinem Leben fasste ich den Entschluss, ein Projekt auch gegen Widerstände durchzuziehen. Mir war klar, dass ich auch an unserer Schule mit solchen zu rechnen hatte, gab es doch in den Reihen unserer Lehrkräfte einige berufspolitisch aktive und bildungspolitisch informierte Personen, an denen schon mancher Versuch, ihrer Schule eine Reform zu verordnen, gescheitert war. Doch mein Gefühl sagte mir, dass ich hier – irgendwie ebenfalls zum ersten Mal

in meinem Leben – der richtige Mann am richtigen Ort sein könnte. Ich würde allerdings noch etwas finden müssen, um die Rädelsführer unter den kritischen Lehrkräften wirkungsvoll und dauerhaft auszuschalten.

Und wieder kam mir der Zufall zu Hilfe: Im Chemieraum überhitzte sich der Akku eines Schülerhandys, fing an zu brennen und entzündete eine Flasche mit Lösungsmittel, was einen beissenden Gestank erzeugte. Nicht zuletzt darum, weil sich dieser Unfall in einer Pause ereignete, kam es statt zu einer geordneten Evakuierung zu einer panischen Massenflucht, bei der ein Schüler im Gang so unglücklich stolperte, dass er sich den Fuss brach und nicht mehr ins Freie kam, bevor sich die Brandschutztüren schlossen. Obwohl sich der Brand nicht mehr weiter ausbreitete, litt der betroffene Schüler über eine Stunde lang Todesangst. Als die Feuerwehr nämlich eintraf, versicherte man dem Kommandanten, alle Personen hätten das Schulhaus verlassen, und so wurde der Schüler eher zufällig entdeckt, nachdem die Feuerwehr, welche nicht durch den Gang, sondern über die Fenster in den Chemieraum gelangt war, die Brandgefahr für beendet erklärt und die Brandschutztüren wieder geöffnet hatte.

Angesichts des Versagens des bisherigen Brandschutzkonzeptes fand nun mein Vorschlag, in allen Schulzimmern und Gängen des Schulhauses Videokameras zu installieren, um in Zukunft für ähnliche Fälle – oder beispielsweise auch für einen Amoklauf – besser gewappnet zu sein, breite Zustimmung. Um die Kommunikation mit allfälligen Eingeschlossenen zu ermöglichen, wurde beschlossen, die Kameras auch mit Mikrofonen auszurüsten. Eine Lautsprecheranlage existierte bereits.

Die Schulleitung musste selbstverständlich dafür garantieren, diese Anlage nicht zur Bespitzelung der Schülerinnen und Schüler sowie der Lehrerinnen und Lehrer zu missbrauchen. Deshalb wurde abgemacht, dass jeder Zugriff auf die Kameraaufzeichnungen elektronisch protokolliert würde und dass diese Protokolldaten einmal wöchentlich veröffentlicht werden mussten. So geschah es auch. Einmal pro Woche kopierte der Informatikbeauftragte der Schule die Protokolldaten auf die interne Schulhomepage, und alle konnten sich davon überzeugen, dass die Schulleitung nicht in den Aufzeichnungen herumschnüffelte. Woran ausser mir allerdings niemand gedacht hatte, war, dass der Informatikbeauftragte sein Passwort im Schulsafe hinterlegt hatte.

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Zweiter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss¹

Nachdem ich in der darauffolgenden gemeinsamen Sitzung von Schulleitung und Schulrat nur Positives über meine Erlebnisse an der Bezirksschule Moostborn berichtet hatte, beschloss der Schulrat, dass diese Lernform auch an der Sekundarschule Sulzwil eingeführt werden solle. Von meiner Schulleitungskollegin Jacqueline und meinem Schulleitungskollegen Reto wurde dies nicht gerade mit grosser Begeisterung entgegengenommen, aber doch als Auftrag, den man eben zu erfüllen hatte. Sie bestanden jedoch darauf, zunächst einen Pilotversuch durchzuführen.

Nun wurde es ernst für mich. Ob das Projekt «Lernen in Motivationswelten» an der Sekundarschule Sulzwil zum Erfolg werden konnte oder nicht, hing nicht unweesentlich davon ab, wie gut es mir gelingen würde, das Kollegium bei seinem ersten Kontakt mit dieser neuen Lernform von deren Potential zu überzeugen. Nachdem ich Siegmund Schäfer in einer philosophischen Fernsehsendung gesehen hatte, entschied ich mich, ihn direkt in unseren Konvent einzuladen. Leider sprengte seine Honorarerwartung unser Budget bei weitem, und so fragte ich stattdessen Herrn Gruber und Herrn Baldegger von der Bezirksschule Moostborn an, welche die Einladung dankbar annahmen.

Die Präsentation der beiden hätte überzeugender nicht sein können. Nebst der inneren Begeisterung, mit der Gruber und Baldegger das Lernen in Motivationswelten beschrieben, bestachen sie auch durch die Professionalität ihrer Darbietung. In einem rund zehnminütigen Film porträtierten sie ihre Schule und liessen dabei ausgiebig Schülerinnen und Schüler zu Wort kommen. Auch der Schüler, der bei meinem Besuch in Moostborn über das Leben der Bertha von Suttner hätte recherchieren sollen, äusserte sich – und wirkte plötzlich hochmotiviert. Man erfuhr, dass er Linus heisse, und dass Linus Thorwalds, der Erfinder von Linux, sein grosses Vorbild sei. Am Schluss der Präsentation gab es anhaltenden Applaus, und nur vereinzelt meldeten sich in der anschliessenden Fragerunde kritische Stimmen zu Wort, darunter auch meine Schulleitungskollegin Jacqueline. Rektor Gruber verstand es jedoch ausgezeichnet, diese Bedenken jovial zu zerstreuen.

Enthusiastisch kehrte ich an diesem Abend nach Hause zurück und erzählte Jasmin von meinem Erfolg. Samuel würde kommendes Schuljahr von der Primarschule an die Sek Sulzwil wechseln, und er sollte einer der Ersten sein, welche in einer Pilotklasse vom Lernen in Motivationswelten profitieren würden. Ich spürte in diesem Moment, wie ich selbst begann, mich für die Motivationswelten zu begeistern. An einem Mangel an freien Computerarbeitsplätzen sollte das Projekt an der Sek Sulzwil jedenfalls nicht scheitern. Auch

Jasmin war überglücklich. Wir stiessen auf unseren gemeinsamen Erfolg an und fühlten uns einander so nahe wie schon lange nicht mehr.

An der Sek Sulzwil schien unterdessen alles so zu laufen, wie ich es mir vorgestellt hatte: Es wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, welche die Einrichtung einer Pilotklasse planen und zwei Klassenzimmer für das Lernen in Motivationswelten umrüsten sollte. Weiter wurde eine Begleitgruppe, bestehend aus je einer Vertretung der Schulleitung, der Lehrerschaft, des Schularats, des Elternrats und der Schülerschaft ins Leben gerufen, die den Prozess kritisch verfolgen sollte. Die Eltern der abgehenden Primarklassen wurden über das Projekt orientiert und mussten sich entscheiden, ob sie ihr Kind für die Pilotklasse, welche allen Leistungsniveaus offenstehen sollte, anmelden wollten. Für die 18 zur Verfügung stehenden Plätze gingen nicht weniger als 67 Anmeldungen ein, und man entschied sich, aus jedem Leistungsniveau je drei Schülerinnen und drei Schüler zuzulassen, wobei auch der Ausländeranteil dem der übrigen Schülerpopulation entsprechen sollte. Innerhalb dieser Vorgaben entschied der Zufall. Zugegeben: Damit sich dieser auch für Samuel entschied, musste ich ein wenig nachhelfen.

Seit der ersten Präsentation im Konvent waren inzwischen fünf Monate vergangen, und schon in weiteren vier Monaten, die Sommerferien nicht miteinberechnet, sollte die erste Pilotklasse starten. Zum ersten Mal machte ich mir Sorgen, denn bislang hatten sich erst drei Lehrkräfte von sich aus für das Unterrichten in den Motivationswelten gemeldet. Das Modell sah aus finanziellen Gründen vor, dass die Präsenzzeiten, in denen die Schülerinnen und Schüler selbstständig arbeiten sollten und die Lehrerinnen und Lehrer ihnen lediglich als Lerncoaches zur Seite stehen würden, mehrheitlich nicht als Unterrichtszeit gelten würden, sondern als Vor- und Nachbereitungszeit. Lediglich die effektive Beratungszeit, die mit einer Pauschale von 20% der Präsenzzeit veranschlagt war, galt als Unterrichtszeit. Dieses Angebot erschien mir eigentlich als fair, denn immerhin wurde den Pilotlehrkräften in ihrer Präsenzzeit ein Laptop zur Verfügung gestellt, auf dem sie ihren Unterricht vorbereiten konnten.

Wir besprachen die Situation in der Schulleitung. Um die Mitarbeit am Pilotprojekt noch attraktiver zu machen, entschieden wir auf Vorschlag von Reto hin, den interessierten Kolleginnen und Kollegen anzubieten, die als Unterrichtszeit geltende Beratungszeit alternativ mittels individueller Agendaführung erfassen zu dürfen, doch auch das erhöhte das Interesse unserer Lehrkräfte nicht. Ich fragte daher bei meinem Kollegen Gruber nach, ob er an seiner Schule ähn-

liche Erfahrungen gemacht habe. «Sicher», gab er mir zu verstehen, «du weisst doch, die Leute hassen Veränderungen. Was du machen musst, ist junge Lehrkräfte gezielt darauf ansprechen, am besten solche mit befristeten Arbeitsverträgen. Wenn du die vor die Wahl stellst, mitzumachen oder sich eine neue Stelle zu suchen, werden sie dir nicht alle davonlaufen. Und die, die mitmachen, werden sich schnell daran gewöhnen. Du wirst sehen, bald wollen sie gar nichts anderes mehr.»

Gesagt, getan. Ich überlegte mir also, wen ich in welcher Reihenfolge ansprechen wollte. Als erstes fiel mir Sabine ein. Sie war vor fünf Jahren zu uns gekommen, jung, intelligent, tough, eine, die etwas anreisst. Im Kollegium und bei den Klassen gleichermaßen beliebt. Sie wäre für die Pilotklasse ein einmaliges Zugpferd.

Zwei Tage später bestellte ich sie zu mir ins Büro. Ich bat sie, Platz zu nehmen, und bot ihr einen Kaffee an, den sie jedoch ablehnte. Ich schloss die Tür zum Sekretariat, setzte mich und versuchte, meine Anspannung zu verbergen.

«Sabine, du weisst, dass du eine der ganz grossen Hoffnungen unserer Schule für die Zukunft bist.»

«Danke für die Blumen. Was habt ihr in der Schulleitung denn mit mir vor?»

«Sabine, es geht um unser Pilotprojekt, das Lernen in Motivationswelten. Das ist jetzt halt am Anfang für alle etwas Neues, und du weisst, die Leute hassen Veränderungen.»

«Ja, ich muss auch sagen, dass ...»

«Sabine, das ist unsere ganz grosse Chance für die Zukunft. Wir werden als innovative Schule weit über Sulzwil hinaus bekannt werden. Und wenn sich die Lehrer einmal daran gewöhnt haben, du wirst sehen, bald wollen sie gar nichts anderes mehr! Aber wir brauchen jetzt Freiwillige, Leute, die sich getrauen, etwas Besonderes anzupacken. Die den nötigen Biss haben. So wie du!»

«Freiwillige?»

«Sabine, es wäre mir auch lieber gewesen, wenn wir genügend Freiwillige im Kollegium gefunden hätten. Aber wir können das Pilotprojekt doch jetzt nicht mehr abbrechen. Denk mal, 67 Anmeldungen haben wir dafür! Siebenundsechzig! Mehr als ein Drittel der Eltern sieht ihr Kind in dieser Pilotklasse! Und das wäre doch jetzt auch für dich eine einmalige Chance ...»

«Für mich?»

«Sabine, du kannst an einem Projekt mitwirken, das an unserer Schule und weit darüber hinaus Geschichte schreiben wird! Stell dir vor: Lernen ganz ohne Anstrengung! Aus reiner Eigenmotivation heraus! Das ist eine pädagogische Revolution, wie sie noch nie dagewesen ist!»

«Darf ich dir mal etwas sagen?»

«Sab...»

«Was du da erzählst, ist einfach zu schön, um wahr zu sein! Lernen ohne Anstrengung! Das ist absurd!»

«Sabine, wie kannst du so etwas behaupten? Du hast es doch noch gar nie selbst erlebt!»

«Das kann man auch gar nicht erleben, weil es nicht existiert! Die ganze tolle Show, die diese zwei Toggenburger da geboten haben, das war doch nichts als Blendwerk!»

«Also ich war dort an der Schule und ...»

«Und was? Du kannst mir doch nicht erzählen, dass die dort wirklich aus reiner Eigenmotivation arbeiten! Zum Beispiel dieser Junge da, den sie im Film gezeigt haben, dieser Linux-Fan. Dem sieht man doch von weitem an, dass er gar nichts anrührt, was weiter als einen Mausklick entfernt ist!»

«Du wirst es nicht glauben, aber den habe ich wirklich getroffen. Und er hat sich mit dem Lebenslauf von Bertha von Suttner auseinandergesetzt!»

«Aus reiner Eigenmotivation? Das glaubst du doch selbst nicht. Welchen Grund sollte er haben, sich für eine Friedensaktivistin aus der Zeit um 1900 zu interessieren?»

«Du scheinst dich auch für sie interessiert zu haben, sonst würdest du sie nicht kennen!»

«Ich habe Geschichte studiert, und ja, als Zwanzigjährige konnte ich mich tatsächlich für von Suttner begeistern. Aber das lag daran, dass ich vorher in der Schule schon ein ziemlich dichtes Netz an Fakten über die neuere Geschichte mitbekommen hatte und so die Leistung dieser Frau überhaupt erst einordnen konnte. Was sie geleistet hat, weiss man doch überhaupt nur zu würdigen, wenn man sich eine Vorstellung von den politischen und gesellschaftlichen Bedingungen der damaligen Zeit machen kann. Das braucht Systematik. Und die gewinnst du nicht in reiner Eigenmotivation!»

«Sabine, kommen wir zum Punkt: Du bist seit fünf Jahren befristet bei uns angestellt. Ich bin bereit, dich weiter zu beschäftigen, ich biete dir sogar einen unbefristeten Vertrag an. Aber du musst bei diesem Projekt mitmachen!»

«Nein!»

«Was nein?»

«Nein! Und erpressen lasse ich mich schon gar nicht. Ich bin selbstbewusst genug, um zu wissen, dass ich guten Unterricht mache. Das bestätigen auch meine Klassen. Obwohl ich streng bin. Aber ich bin gut, wenn ich meinen Unterricht so planen und durchführen kann, dass er mich selbst überzeugt. Wenn du mich zwingst, ein Unterrichtskonzept zu verfolgen, das ich, entschuldige, für Schwachsinn halte, dann wird auch meine Leistung entsprechend sein!»

«Aber Sabine, der Witz des Lernens in Motivationswelten ist ja gerade der, dass du gar keinen guten Unterricht mehr bieten musst – also ich meine: dass es dein bisheriges Arbeiten, wie du es gewohnt bist, in Zukunft gar nicht mehr brauchen wird! Du hast eine ganz neue Rolle, nämlich als Lerncoach! Der Lehrerberuf verändert sich, und wir uns in ihm!»

«Dann will ich dir jetzt einmal etwas sagen. Wenn «Lerncoach» die Zukunft des Lehrerberufs ist, dann findet der Lehrerberuf in Zukunft ohne mich statt. Aber momentan gibt es noch genügend Schulen, in denen die Schulentwickler die Bodenhaftung noch nicht derartig verloren haben wie du! Wenn du mich rausschmeissen willst, weil ich dieses Projekt idiotisch finde, dann tu, was du nicht lassen kannst. Aber für diesen Motivationshabakuk musst du dir jemand anderes suchen!»

«Sabine ...»

«Ich weiss, wie ich heisse! Und ich will dir gleich noch etwas sagen: Als du mich hierher bestellt hast, habe ich angenommen, du willst mir endlich eine unbefristete Stelle anbieten. Ich arbeite seit fünf Jahren hier, und seit fünf Jahren betont ihr, was für eine tolle Arbeit ich leiste! Wenn ich richtig informiert bin, ist es gar nicht erlaubt, jemanden mehr als vier Jahre lang nur befristet anzustellen.»

«Sabine, ich würde dir eine unbefristete Stelle anbieten...»

«Ja, als Lerncoach!»

«... Coach! Und natürlich dürfstest du daneben auch noch traditionell unterrichten.»

«Bis ihr dann in zwei Jahren das ganze Schulhaus auf diesen Voodoo-Zauber umstellt?»

«Das machen wir doch nur, wenn wir den Pilot evaluiert haben.»

«Ja, und wetten, du hast den Evaluationsbericht bereits geschrieben ... Nein, ganz ehrlich: Das Gespräch heute hat mir gezeigt, dass die Sek Sulzwil nicht der Ort ist, an dem ich meine Zukunft planen sollte. Rechne damit, dass ich ab kommendem Schuljahr anderswo arbeiten werde!»

«Sabine, im ganzen Kanton dürfen die Sekundarschulen derzeit gar keine unbefristeten Anstellungen vornehmen, ausser in absoluten Ausnahmefällen. Ein solcher könntest du sein, dafür würde ich sorgen!»

«Vergiss es einfach!»

Damit beendete Sabine unser Gespräch abrupt. Ich sah ihr hinterher und wusste, dass ich es gerade total vergeigt hatte. Nicht nur, dass Sabine für das Lernen in Motivationswelten nicht zu gewinnen war, nein, ich hatte sie gerade ganz von unserer Schule weggekettelt.

Von diesem Fehlschlag musste ich mich erst einmal erholen. Ein zweites Fiasko in dieser Art konnte ich mir nicht erlauben. Ich dachte nach. Was hatte ich falsch gemacht? Als ich mit dem Bus nach Hause fuhr, zerbrach ich mir so sehr den Kopf darüber, dass ich zwei Stationen zu spät ausstieg. Ich beschloss, zu Fuss zurückzugehen. Und unterwegs kam mir dann der entscheidende Gedanke: Warum sollte eine Lehrerin, die mit herkömmlichem Unterricht ausgesprochen erfolgreich ist, sich darauf einlassen, in Zukunft eine Rolle zu übernehmen, für die sie überqualifiziert ist? Wenn jemand bereit sein könnte, sich auf diese neue Unterrichtsform einzulassen, dann doch vielmehr jemand, der mit dem traditionellen Unterricht eben nicht gut zureckkommt. Jemand, der selbst eine einfache Klasse nicht führen kann. Jemand, der weiss, dass er es schwer haben würde, anderswo überhaupt wieder eine Stelle zu finden.

Schon am nächsten Tag bestellte ich Timo in mein Büro.

Fortsetzung im nächsten lvb.inform

¹ Der erste Teil erschien in der letzten Ausgabe des lvb.inform und ist online weiterhin verfügbar via www.lvb.ch.

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Dritter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Timo, der Theologie und antike Geschichte studiert hatte, war ein herzensguter Mensch. Während vieler Jahre schon hatte er an unserer Schule im Auftrag der katholischen Kirche Religion unterrichtet, und er tat dies auch an der Primarschule Sulzwil. Die Kinder liebten ihn sehr, und das Lager, das er jeweils in den Sommerferien leitete, war immer sofort nach der Ausschreibung bereits ausgebucht.

Im Religionsunterricht ging es bei ihm allerdings drunter und drüber. Er konnte oder wollte die Minimaldistanz, die er als Lehrer seinen Schülerinnen und Schülern gegenüber hätte wahren müssen, nicht aufbauen, und so gelang es ihm auch nicht, elementare Verhaltensregeln durchzusetzen.

Timos Frau hatte eine Teilzeitstelle als Pflegerin im Altersheim. Da die beiden aber eine grosse Familie hatten, war das Geld immer knapp. Schon mehr als einmal hatte Timo sich daher an unserer Schule für eine Stelle als Geschichtslehrer beworben. Obwohl er über kein Lehrgespräch verfügte, wurde er letztes Jahr sogar zu einer Probelektion eingeladen, die ihm jedoch so eklatant misslang, dass wir uns hinterher fast schämten, ihm diese absehbare Peinlichkeit nicht erspart zu haben.

Timo für das «Lernen in Motivationswelten» zu begeistern, war ein Leichtes. Überzeugen musste ich ihn lediglich davon, dass ich ihm die Rolle als Lerncoach wirklich zutraute, denn seit der Geschichte mit der Probelektion war sein pädagogisches Selbstvertrauen etwas angekratzt. Ich versicherte ihm jedoch, dass sich die Pilotklasse ohnehin nur aus den motiviertesten Schülerinnen und Schülern zusammensetzen würde, sodass disziplinarische Schwierigkeiten gar nicht erst auftreten könnten. Schliesslich hatte ich ihn in der Tasche. Ich atmete auf.

Nach und nach gelang es mir, weitere Lehrkräfte für das Projekt «Limowelten», wie wir das Lernen in Motivationswelten jetzt offiziell nannten, zu überreden. Zwei Monate vor den Sommerferien hatte ich endlich genügend Lehrkräfte beieinander. Nun mussten diese natürlich noch für die neue Lernform geschult werden. Wiederum bat ich Herrn Graber von der Bezirksschule Moostborn um Rat. Da sei ich jetzt aber schon ein wenig spät dran, meinte er. Aber wenn ich interessiert sei, könne er Herrn Baldegger bitten, ein Seminar zu organisieren, es müsse allerdings an einem schulfreien Tag stattfinden. Wir einigten uns auf den Freitag nach Auffahrt.

Ich teilte den zehn Lehrkräften des «Limowelten»-Projekts den Termin per Mail mit und wies sie darauf hin, dass sie diese Zeit selbstverständlich im Berufsauftrag als Weiterbildung eintragen dürften. Die Beteiligten waren damit einverstanden, jedenfalls habe ich nichts anderes gehört. Einzig

Serge, der neben seinem Job an der Sek Sulzwil noch im Vorstand des kantonalen Lehrerverbands tätig war, sah sich bemüsstigt, mich darauf hinzuweisen, dass ein Einsatz in der unterrichtsfreien Zeit mindestens ein Jahr im Voraus angekündigt werden müsse. Ich entgegnete ihm, dass sich halt bei mir melden solle, wer nicht einverstanden sei. Ich vernahm nichts mehr in dieser Angelegenheit. Das Weiterbildungsseminar fand wie geplant statt.

Am Donnerstag vor Beginn der Sommerferien konnten wir im Beisein von Erziehungsdirektorin Elisabeth Flückiger auch unsere beiden «Limowelten»-Zimmer feierlich eröffnen. Frau Flückiger hatte sich trotz der prekären Finanzlage im Kanton dafür stark gemacht, diesen Umbau mit 60'000 Fr. aus einem Sonderkredit finanziell zu unterstützen. Die Gestaltung, an der unsere Schulrätin Stücki-Baldegger als Innenarchitektin massgeblich mitgewirkt hatte, war denn auch prächtig gelungen: 24 iPads, eine Handbibliothek, mit Paravents abgetrennte und mit Sofas und Liegematten ausgestattete Rückzugsnischen, dazu vier Lehrerarbeitsplätze, ein Smartboard und sogar ein Massagestuhl gehörten dazu. An der Wand hing ein persönlich signiertes Portrait Siegmund Schäfers.

Zwar waren nicht allzu viele Lehrkräfte an den Eröffnungsapéro gekommen. Diejenigen aber, die da waren, darunter natürlich die zehn Pilotlehrkräfte, bestaunten ausgiebig die technische Einrichtung. Insbesondere der Massagestuhl stiess auf grosse Neugier und lud zu allerlei Spielereien ein. Frau Stücki-Baldegger und Frau Flückiger, die sich schon von ihrer Primarschulzeit her kannten, unterhielten sich sicht- und hörbar prächtig, nur meine Schulleitungs-Co-Mitglieder Jacqueline und Reto standen ein wenig abseits und schienen in die allgemeine Fröhlichkeit nicht so richtig einstimmen zu wollen. Ich gesellte mich zu ihnen.

«Erstaunlich, wie sich unsere Schule in der kurzen Zeit seit Jürgs Abgang entwickelt hat, findet ihr nicht auch?»

«Schon», entgegnete Jacqueline, aber ihr Blick verriet wenig Überzeugung.

«Jetzt komm schon: Wir haben die modernsten Schulzimmer im ganzen Kanton. Wir haben Unterstützung bis hinauf zur Bildungsdirektorin. Und die Eltern prügeln sich darum, dass ihre Kinder nach der «Limowelten»-Methode unterrichtet werden! Es hat sogar schon Einsprachen gegeben von Eltern, deren Kinder nicht berücksichtigt wurden!»

«Siehst du, genau das macht mir Sorgen, oder verursacht zumindest ein mulmiges Gefühl in meinem Magen», sagte Jacqueline. «Das ist doch irgendwie alles nicht mehr normal!»

«Natürlich ist das nicht normal! Es ist eine Sensation!»

«Eine Sensation – oder ein Hype! Ich meine: Der Schulrat. Die Flückiger. Die ganzen Eltern. Und gestern hat bei mir noch einer vom «Tages-Anzeiger» angerufen. Die, die sonst nie irgendetwas Schlaues über Bildung schreiben. Und alle erwarten sie sich Wunder von einem Projekt, das noch nirgends evaluiert wurde, auch in Moostborn nicht!»

«Sieh mal: In Moostborn steht für mich eindeutig fest, dass es funktioniert. Dort verlassen diesen Sommer die ersten Schülerinnen und Schüler die Bezirksschule und gehen an die Kanti oder machen eine Lehre. Das läuft dort jetzt schon drei Jahre – Pilotphase nicht eingerechnet. Ich meine, wenn das nicht funktionieren würde, dann hätte man doch längst etwas gemerkt!»

«Also erstens einmal steht ihnen, wie du selbst sagst, die Nagelprobe erst noch bevor. Und zweitens: Selbst wenn das in Moostborn funktionieren sollte, heisst das noch nicht, dass es bei uns funktioniert! Moostborn liegt hoch oben im Toggenburg, mit einem Ausländeranteil von knapp fünf Prozent. Die Kinder dort kommen mehrheitlich aus sogenannt intakten Familien. Was man von Sulzwil nun halt beim besten Willen nicht behaupten kann, und zwar nicht nur wegen der 70% Ausländer!»

«Was mir Kopfschmerzen bereitet», mischte sich nun auch Reto ein, «ist, was wir da mit unseren Lehrkräften anstellen, schon allein im Hinblick auf die Anstellungsbedingungen. Dass sie ihre Unterrichtszeit mittels Agendaführung erfassen müssen, ist ja im Grunde genommen wirklich ein Unding. Weder wir noch sie wissen, wie viel sie am Ende des Jahres verdient haben werden.»

«Also ich bitte dich, es war ja deine Idee, es so zu machen. Mit der 20-Prozent-Regel, die wir ursprünglich vorgesehen hatten, hätten wir keine Probleme.»

«Schon, aber das wäre doch erst recht nicht gegangen: Pauschalen für die Unterrichtszeit! Da können wir ja gleich GRATISarbeit einführen. Mir fällt halt leider im Moment auch keine bessere Lösung ein.»

«Come on, jetzt hast du aber einfach den falschen Hut auf. Du bist Schulleiter, nicht Gewerkschafter!»

«Entschuldige mal, nur weil ich Schulleiter bin, heisst das noch lange nicht, dass ich mich nicht auch für korrekte Arbeitsbedingungen einsetze.»

«Schon klar, ich hab mal gehört, du würdest sogar noch an die Mitgliederversammlungen des Lehrerverbands gehen ...»

«Ja, das stimmt, und ich sehe nicht, mit welcher Berechtigung du das jetzt ins Lächerliche ziebst. Ausserdem schweifst du ab. Fakt ist, dass die Entlohnungsfrage im Zusammenhang mit «Limowelen» nicht gelöst ist.»

«Wie machen sie das eigentlich in Moostborn?», fragte Jacqueline.

«Dort ist die Arbeitszeit der Lehrkräfte zu 100 Prozent Präsenzzeit», wusste ich. «42 Stunden pro Woche, bei einer Vollanstellung. Aber das geht natürlich nur, wenn man wirklich für alle Lehrkräfte Arbeitsplätze an der Schule hat.»

«Und das geht für mich noch immer nicht auf!», wandte Reto ein. «Die müssen ja dort alle Schülerinnen und Schüler individuell betreuen. Das gibt doch einen riesigen Vorbereitungsaufwand! Wie machen sie denn das?»

«Durch Kooperation. Alle Lehrkräfte legen alle Unterrichtsmaterialien, die sie herstellen, auf einem gemeinsamen Server ab. Von dort können dann alle, die anderen Lehrkräfte und sogar die Schüler selbst, die Unterlagen herunterladen.»

«Und das verstösst nicht gegen das Urheberrecht?», fragte Reto erstaunt.

«In Moostborn scheint das jedenfalls zu funktionieren.»

«Eine Sache ist für mich ganz klar», sagte Jacqueline bestimmt. «Das Projekt wird nächstes Jahr bei uns sehr eng begleitet und sauber evaluiert.»

«Und ich werde mich mit Serge zusammensetzen und mit ihm zusammen ein Modell ausarbeiten, wie wir unsere Lehrkräfte in dieser neuen Unterrichtsform korrekt entlönen können. So wie das jetzt läuft, passt es mir gar nicht, und die Moostborner scheinen mir den Stein der Weisen auch noch nicht gefunden zu haben.»

«Na gut, nach den Ferien dann. Aber jetzt wollen wir erst einmal anstoßen! Jacqueline, Reto, auf das Projekt «Limowelen»! Santé!»

«Zum Wohl!»

«Zum Wohl!»

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Vierter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Die Sommerferien waren vorüber und die Pilotklasse der Limowelten schien aus pädagogischer Sicht erfolgreich angegangen zu sein. Dies war zumindest mein Eindruck, als ich ihr am ersten Schultag einen Besuch abstattete. Die Schülerinnen und Schüler arbeiteten ruhig und konzentriert an ihren Aufträgen und akzeptierten offenbar problemlos die neuen Regeln.

Sorgen bereitete mir dagegen die finanzielle Seite: Mein Schulleitungskollege Reto war nämlich mit unserem Lehrerverbands-Vorstandsmitglied Serge übereingekommen, dass zumindest in einer Anfangsphase die Betreuungszeit in den Motivationswelten zu 100% als Unterrichtszeit zu gelten habe, da einerseits erst evaluiert werden müsse, welchen Anteil der Coachingzeit die Lehrkräfte tatsächlich für die Vor- und Nachbereitung nutzen konnten, und andererseits auch der Zusatzaufwand abgegolten werden müsse, welcher den Lehrkräften durch die Erarbeitung motivationswelttauglicher Unterrichtsmaterialien entstünde.

Vergebens hatte ich Reto und Jacqueline darauf hingewiesen, dass wir unter diesen Umständen unser Angebot an Freifächern und Stützkursen würden zurückfahren müssen. Jacqueline meinte trocken, dies müssten wir halt gegenüber Schulrat und Bildungsdirektion so deklarieren, und wenn diese die Motivationswelten wollten, müssten sie auch die Konsequenzen tragen.

Was mich außerdem masslos ärgerte, war ein Artikel, den Serge in der Verbandszeitschrift des Lehrervereins publiziert hatte, in dem er die Idee des intrinsisch motivierten Lernens und damit auch unserer Motivationswelten grundsätzlich in Abrede stellte. Als ihm dann Reto noch dazu ohne Absprache mit mir erlaubte, diesen Artikel im Lehrerzimmer auszuhängen, läuteten bei mir sämtliche Alarmglocken.

Schon länger war mir aufgefallen, dass Serge und Reto immer wieder einmal abends länger im Lehrerzimmer zusammensassen und offensichtlich über etwas diskutierten, das sie nicht mit mir teilen wollten. Die Verlockung, mit Hilfe unserer nach dem Chemieunfall installierten Zimmerüberwachungsanlage herauszufinden, was sie da vor mir verbargen, war gross. Zu gross. Ich musste nur verhindern, dass meine Verwendung der Anlage protokolliert wurde.

Eines frühen Morgens begab ich mich zum Schulsafe und öffnete vorsichtig das Couvert, in dem das Passwort des Informatikverantwortlichen unserer Schule hinterlegt war. «Amelie_my_love» stand da. Ich schmunzelte. Einerseits, weil Amélie der Vorname unserer durchaus verheirateten

Sekretärin war, und andererseits, weil uns unser Informatikverantwortlicher einmal einen langen Vortrag darüber gehalten hatte, was sichere und was unsichere Passwörter seien.

Ich machte das Couvert wieder zu und ging ins Büro unseres Informatikverantwortlichen. Ich startete seinen Computer und meldete mich mit dem Kennwort "Amelie_my_love" an. Es funktionierte! Und zu meiner Überraschung war es auch gar nicht sonderlich schwierig, die Datei zu finden, in der die Verwendung der Videokamera protokolliert wurde. Sie bestand aus reinem Text, und so war es ein Leichtes, einzelne Zeilen daraus zu löschen.

Meiner Absicht, den heimlichen Gesprächen von Reto und Serge auf die Spur zu kommen, stand nun nichts mehr im Weg. Und bereits zwei Tage später bot sich mir die Gelegenheit, mein Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Der Inhalt des Gesprächs bestätigte meine Befürchtungen:

«Und, wie hat er reagiert?»

«Gesagt hat er nichts. Aber innerlich hat er gekocht, als ich ihm sagte, dass ich dein Recht, die Dinge aus eurer Sicht, der Sicht der Lehrpersonen, darzustellen, selbst dann verteidigen werde, wenn ich sie selbst nicht teile.»

«Teilst du sie denn nicht?»

«Das ist nicht der Punkt. Wenn eine breite Mehrheit im Kollegium die Motivationslandschaften will, werde auch ich mich nicht dagegen sperren. Bei uns hat die Diskussion darüber aber gar nie stattgefunden. Felix sagt zwar immer, nach der Präsentation der Herren aus Moostborn habe es ja kaum kritische Fragen gegeben. Aber ich habe ja selber auch mitbekommen, wie schwierig es war, danach Freiwillige für dieses Projekt zu finden.»

«Das habe ich allerdings auch mitbekommen. Es haben sich einige bei mir gemeldet, die Felix offenbar vor die Wahl gestellt hatte, mitzumachen oder zu gehen.»

«Und das entspricht halt einfach nicht meinem Verständnis von Schulleitung.»

«Und was machen wir jetzt?»

«Der Wunsch nach einer Aussprache muss vom Kollegium ausgehen. Ihr müsst einen Brief an die Schulleitung schreiben, in dem ihr eine solche Aussprache fordert.»

«Da traut sich doch keiner zu unterschreiben!»

«Du weisst, dass ich das Recht auf freie Meinungsäusserung hochhalte. Das kannst du jenen auch sagen, die Bedenken haben. Natürlich nicht direkt auf diesen Brief bezogen, aber allgemein. Sicher ist, dass ich jeden verteidigen werde, der sein Recht auf Mitwirkung auf diese Art einfordert.»

«Versuchen wir es! Ich schicke dir dann den Briefentwurf einmal vertraulich, bevor ich damit anfange, Unterschriften zu sammeln.»

Ich war erschüttert. Dass Reto auf diese Weise Obstruktion gegen mich betrieb, hatte ich, obwohl mir seine Skepsis gegenüber den Motivationswelten ja bekannt war, dann doch nicht erwartet. Als Schulleitungsmitglied war er so für mich nicht mehr tragbar. Das Problem war nur, wie ich sein Fehlverhalten aufdecken konnte, ohne dass die von mir durchgeführte Abhöraktion aufflog.

Schliesslich rief ich bei Frau Stücki-Baldegger an, welche auf das neue Schuljahr hin das Präsidium des Schulsrats übernommen hatte:

«Stücki-Baldegger.»

«Hallo Julia, Felix hier. Ich muss ein ernstes Gespräch mit dir führen.»

«Was ist passiert?»

«Einige Lehrkräfte unserer Limowelten-Pilotklasse sind zu mir gekommen. Serge sammelt Unterschriften gegen das Projekt. Er will, dass es eine Aussprache zwischen Schulleitung und Kollegium darüber gibt.»

«Das ist zum jetzigen Zeitpunkt ganz schlecht. Glaubst du, dass viele unterschreiben?»

«Weiss ich nicht. Aber was mir jetzt von verschiedener Seite zugetragen wurde, ist, dass Reto hinter dieser Unterschriftensammlung steht. Er arbeitet quasi mit Serge zusammen.»

«Das wäre aber wirklich ein ernsthaftes Problem.»

«Allerdings. Es kann doch nicht sein, dass ein Mitglied der Schulleitung die offizielle Schulleitungslinie hinterrücks unterwandert!»

«Auf gar keinen Fall! Ausserdem ist das Projekt «Limowel-

ten» im Schulrat beschlossen worden. Daran gibt es jetzt doch nichts mehr zu rütteln!»

«Ich sage es ungern, aber wenn sich dieser Verdacht bestätigen sollte, ist Reto für mich als Schulleitungsmitglied nicht mehr tragbar!»

«Eindeutig. Aber ich kann mir das fast nicht vorstellen. Reto ist doch ein so integrier Mensch.»

«Ich verstehe das auch nicht. Aber mir scheint es wichtig, dass wir darüber möglichst bald und ohne irgendwelches Aufsehen zu erregen, Klarheit bekommen.»

«Wie stellst du dir das vor?»

«Wenn ich beispielsweise wüsste, was Serge und Reto sich so per E-Mail schreiben, dann ...»

«Das ist heikel. Mir wäre es lieber, wenn wir Reto zunächst einmal persönlich darauf ansprechen könnten.»

«Und wenn er alles abstreitet und die Spuren verwischt?»

«Das wäre wiederum für ihn sehr heikel. Wer sagt, dass man in irgendeinem Backup nicht doch noch etwas findet, was er gelöscht hat? Ausserdem könnte man ihn im Gespräch ja auffordern, uns von sich aus Zugang zu seinen E-Mails zu verschaffen. Wenn er nichts zu verbergen hat, wird er darauf ja wohl eingehen.»

«Ich sehe einfach eine gewisse Gefahr auf unser «Limowelten»-Projekt zukommen, wenn Reto es sabotiert und wir es nicht merken. Du stehst doch auch voll hinter dem Projekt, oder?», fragte ich sie; wohlwissend, dass sie als Innenarchitektin bereits die erste Motivationswelt eingerichtet hatte und sich weitere Aufträge erhoffen durfte, wenn das Projekt ein Erfolg würde.

«Schon, und ich sehe ja auch deinen Punkt. Mir behagt einfach das Vorgehen nicht so richtig.»

«Glaub mir, es ist am schmerzlosesten so. Zumindest, wenn der Verdacht unbegründet ist. Ist er aber tatsächlich begründet, können wir immer noch ein Gespräch mit ihm führen, ohne ihn gerade mit belastenden E-Mails zu konfrontieren. Wenn wir dann auf Einblick in seine E-Mails bestehen, gehen wir kein Risiko ein.»

«Und wie bekommen wir Zugriff auf seine E-Mails?»

«Du schreibst einen Antrag auf Einsichtnahme an die Informatikabteilung des Kantons. Das muss dann noch von Frau Flückiger genehmigt werden. Aber die kennst du ja gut, das dürfte kein Problem sein.»

«Kannst du einen solchen Antrag für mich schreiben?»

«Kann ich. Ich kann ihn auch abschicken. Du musst ihn einfach unterschreiben.»

«Gut, dann machen wir es so. Ich hoffe einfach wirklich, dass das Ganze nicht mehr ist als ein unbegründeter Verdacht.»

Gesagt, getan. Ich schrieb einen Antrag an die Kantonsinformatik, Frau Stücki-Baldegger unterschrieb ihn und mit dem Segen von Regierungsrätin Flückiger erhielten wir Einblick in die zwischen Reto und Serge ausgetauschten Mails.

Es war offensichtlich, dass Reto die Aktion von Serge nicht nur passiv unterstützt, sondern auch selber kräftig an den Formulierungen gefeilt hatte. Wir beschlossen aber, vorläufig nichts zu unternehmen, sondern abzuwarten, bis der Brief tatsächlich offiziell an die Schulleitung und den Schulrat gelangte.

Es vergingen einige Wochen, bis Serge genügend Unterschriften beisammen hatte, um den Antrag auf eine Grundsatzdiskussion zum Thema Motivationswelten an die Schulleitung und den Schulrat abzuschicken. Wir traktanden ihn für die darauffolgende Schulratssitzung.

Nachdem alle Anwesenden von dem Brief Kenntnis genommen hatten, ergriff ich das Wort: «Reto, es ist mir sehr unangenehm, das jetzt erwähnen zu müssen, aber ich habe neulich im Kopierraum zufällig den Ausdruck einer E-Mail gefunden, der mich doch sehr irritiert hat. Die Mail war von dir an Serge adressiert, und du erteilst ihm dort einige Ratsschläge, wie er den Brief, den wir jetzt gerade besprechen, formulieren soll. Was sagst du dazu?»

Reto wurde kreidebleich. Nach einer kurzen Pause fasste er sich jedoch und bekannte sich zu dem an ihn gerichteten Vorwurf. Es sei ihm unerträglich gewesen, wie hier ein Projekt gepusht werde, über welches das Kollegium noch nie befragt worden sei. Auf meinen Einwand, dass wir uns ja erst am Anfang der Pilotphase befänden und eine definitive Einführung noch gar nicht beschlossen sei, entgegnete er, es sei bereits jetzt klar, dass dieses Projekt niemals zu finanzieren sei, ohne unverantwortliche Abstriche in ande-

ren Unterrichtsbereichen vorzunehmen, dass ihm überdies Fälle bekannt seien, in denen Lehrkräfte mit der Drohung der Nicht-Weiterbeschäftigung dazu gedrängt hätte, sich für das Motivationswelten-Team zur Verfügung zu stellen, und dass er sich ganz generell ausser Stande sehe, eine Schulleitungspolitik mitzutragen, in der auf solch offensichtliche Weise über die Köpfe des Kollegiums hinweg geplant und entschieden werde.

Auf die Frage hin, warum er seine Bedenken nicht zunächst einmal beim Schulrat deponiert habe, entgegnete er nichts. Dafür erklärte er von sich aus, dass er seinen Posten als Schulleiter an der Sekundarschule Sulzwil zur Verfügung stelle.

Sein Schicksal war damit besiegt. Angesichts der Faktenlage entschied der Schulrat, ohne Gegenstimme und mit wenigen Enthaltungen, Reto als Schulleiter fristlos zu entlassen. Seine Stelle wurde neu ausgeschrieben, und eine «positive, aufgeschlossene Einstellung zu modernen Lern- und Unterrichtsformen» explizit als mitzubringende Qualifikation festgeschrieben.

Am darauffolgenden Konvent orientierte ich das Kollegium über die aktuelle Lage. Ich erklärte, dass wir mit der Umsetzung des Konzepts der Motivationswelten bestens aufgestellt seien, dass eine Grundsatzdiskussion über das Thema nicht mehr geführt werde und wir über das weitere Vorgehen entscheiden würden, sobald der Pilotversuch ausgewertet sei. Wer noch etwas Konstruktives zum Thema sagen wolle, solle das jetzt tun.

Es meldete sich niemand.

Fortsetzung im nächsten Ivb.inform.

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Fünfter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Bei der Suche nach einer Nachfolge für Reto in der Schulleitung galt es, böse Überraschungen zu vermeiden. Immerhin verfügte bei uns der Konvent zur damaligen Zeit noch über ein Vorschlagsrecht, wenn es um die Wahl von Schulleitungsmitgliedern ging, und eine starke Persönlichkeit, die sich in unser Konzept der Motivationswelten hätte einmischen wollen und können, wäre im Stande gewesen, eine Unruhe auszulösen, die zu jenem Zeitpunkt ausgesprochen ungelegen gekommen wäre. Das sah auch der Schulrat so.

Glücklicherweise gingen gar keine internen Bewerbungen für Retos Nachfolge ein. So konnte die für die Organisation der Nachfolge eingesetzte Findungskommission die Auswahl weitgehend unbemerkt so steuern, dass diejenigen, die diesem internen Nachfolgekonzept im Weg hätten stehen können, gar nicht in die engere Wahl genommen wurden. Schliesslich blieben zwei Bewerber und eine Bewerberin übrig, von denen absehbar war, dass sie unser Konzept der Motivationswelten mittragen würden, ohne kritische Fragen zu stellen.

Allerdings war mir einer der beiden männlichen Bewerber durch seine besonders auffällige Willfährigkeit noch deutlich sympathischer erschienen als die anderen beiden, und so beschloss ich, noch ein wenig mehr nachzuholen: Ich gab den anderen beiden Kandidierenden mündlich ein paar Falschinformationen über unsere Schule mit und versicherte ihnen, sie würden sicherlich punkten, wenn sie diese bei ihrer Vorstellung vor dem Konvent erwähnen würden. Die Strategie ging wie erwartet auf: Bereits im ersten Wahlgang wählte der Konvent Toni Müller als Retos Nachfolger. Dadurch hatte sich die Situation für mich als Schulleiter deutlich vereinfacht.

Auch privat entwickelten sich die Dinge positiv. Benjamin schlief inzwischen nachts durch und entwickelte sich zu einem fröhlichen und zufriedenen Jungen. Auch Samuels Aggressivität schien deutlich nachgelassen zu haben, zumindest berichteten die Lehrerinnen und Lehrer meiner Schule, die ihn unterrichteten, nichts Negatives über ihn. Einzig dass er sich häufig ziemlich stark zurückziehe, wurde erwähnt. Das erlebte ich zuhause ähnlich: Samuel verbrachte viel Zeit an seinem Computer und zeigte kaum Interesse an anderen Kindern. Da er Jasmin aber glaubhaft versichern konnte, dass er für die Schule arbeite, liess sie ihn gewähren, und als Stiefvater hielt ich mich zurück und erfreute mich umso mehr an meinem leiblichen Sohn Benjamin.

Im Dezember 2013 fand in Zürich ein grosser internationaler Bildungskongress statt, der sich thematisch der «Schule der Zukunft» verschrieben hatte. Finanziert von der OECD und

der Bayermann-Stiftung sollten dort neueste Erkenntnisse der Hirn-, Lern- und Verhaltensforschung auf das moderne konstruktivistische Weltbild hin untersucht und daraus Rückschlüsse auf die pädagogischen und architektonischen Anforderungen an zukünftige Schulen gezogen werden. Als einer der Hauptredner war Siegmund Schäfer eingeladen worden, und Frau Flückiger, unsere Bildungsdirektorin, bestand darauf, dass ich diesem Anlass beiwohnen sollte.

Ich reiste also nach Zürich, wo ich bereits auf dem Weg zum Hotel Marriott, in dem der Kongress stattfand, Rektor Graber begegnete, dessen Schulmodell in Mostborn uns seinerzeit als Vorbild gedient hatte. Gemeinsam betraten wir den Kongresssaal, vor dessen Eingang uns bereits ein handsigniertes Exemplar von Schäfers neustem Buch mit dem Titel «Die Befreiung der Kinder» in die Hand gedrückt wurde. Wir nahmen Platz und wurden Zeugen einer Inszenierung, wie ich sie im Bildungsbereich noch nicht erlebt hatte. Unter Jubel betrat der als führender Philosoph, Pädagoge, Hirnforscher und Visionär angekündigte Schäfer die Bühne.

«Verehrte Damen und Herren! Wussten Sie, dass ein Schulkind heutzutage in seiner gesamten Schulzeit durchschnittlich 1238.3 Stunden damit verbringt, englische Vokabeln zu büffeln? Wussten Sie auch, dass sein englischer Wortschatz am Ende dieser Schulzeit im Durchschnitt aus gerade einmal 415 Wörtern besteht? Wussten Sie, dass 77.3% aller Schülerinnen und Schüler nach 9 Schuljahren nicht dazu in der Lage sind, zwei dreistellige Zahlen im Kopf zu addieren? Wussten Sie, dass 84.2% aller Abgängerinnen und Abgänger der obligatorischen Schule nicht wissen, welches die wichtigsten beiden Gase sind, aus denen unsere Erdatmosphäre zusammengesetzt ist? Ich frage Sie daher: Was nur macht unsere Schule aus den wissbegierigen jungen Menschen, die im Alter von vier Jahren bereits mehr Fragen an unsere Welt haben, als wir selbst sie jemals beantworten könnten? Wie schafft sie es, Individuen, deren Neugierde geradezu unerschöpflich ist, innert neun Jahren in lustlose, demotivierte und lebensuntüchtige Sorgenfälle zu verwandeln? Wie ist es möglich, dass die Verantwortlichen für dieses Desaster immer noch an unseren Schulen unterrichten und eine junge Generation nach der anderen ins Verderben führen? Wir nennen unsere Schulen «Stätten der Bildung», aber ich sage Ihnen, was sie in Wahrheit sind: Gefängnis! Der junge Geist wird heute, sobald er zum ersten Mal die Mauern einer Schule betritt, in ein geistiges Gefängnis eingesperrt, das er mindestens neun Jahre lang nicht mehr verlassen darf. Statt sich mit den Fragen zu beschäftigen, die ihn tatsächlich interessieren würden, statt ihm zu ermöglichen, auszubrechen und sich an der unend-

lichen Welt des Wissens zu leben, wird ihm im 45-Minuten-Takt derselbe Einheitsfrass serviert, den auch Millionen anderer Kinder gleichzeitig mit ihm zu verdauen haben: Friss oder stirb! Und was ist der Erfolg? Bulimisches Lernen! Die Kinder stopfen diese ungenießbare «geistige Nahrung» in sich hinein, nur um sie nach der nächsten Klausur so schnell wie möglich wieder auszukotzen! Das dürfen die Kinder dann neun Jahre lang üben, und diejenigen, die Widerstand leisten, erhalten noch ein Zusatzjahr obendrauf. Und wir wundern uns, wenn unsere Welt, auf die wir unsere Kinder auf diese verderbliche Art und Weise vorbereiten, in Chaos, Schulden, Kriminalität, Umweltverschmutzung und Sittenlosigkeit verfällt. Darum rufe ich Sie auf: Befreien Sie unsere Kinder aus den Gefängnissen, die der Staat mit teurem Geld flächendeckend für sie aufgebaut hat! Reissen Sie die geistigen Mauern ein, mit denen man unsere Kinder daran hindert, das Potenzial zu entfalten, das in ihnen steckt! Machen Sie aus der Schule das, was sie schon immer hätte sein müssen: Einen Ort der Freiheit, an dem jedes Kind selbst bestimmt, was es wann lernen möchte, und an dem es die einzige und vornehmste Aufgabe der Lehrerinnen und Lehrer ist, die Kinder auf diesem Weg zu begleiten, zu coachen und ihnen die Türen zu öffnen, an denen sie von sich aus anklopfen!»

Tosender Beifall.

«Gefängnisse niederreissen!», sagte ich zu Gruber, als wir uns in die Kaffeepause begaben. «Hättest du gedacht, dass wir mit unserem Schulmodell als Revolutionäre in die Geschichte eingehen werden?»

«Mein lieber Felix», entgegnete er, «bis wir soweit sind, wird es wohl auch bei uns noch einiges zu tun geben!»

«Wie meinst du das?»

«Nun, die absolute Freiheit, was sie lernen wollen, haben wir ja unseren Schülerinnen und Schülern nie gegeben. Wir haben einfach geschaut, dass wir jedem Kind einen möglichst individuellen Lernweg ermöglichen.»

Mir ging durch den Kopf, wie Sabine damals reagiert hatte, als ich probiert hatte, ihr weiszumachen, der Linus aus dem Mostborner Werbefilm habe sich freiwillig mit dem Leben der Bertha von Suttner beschäftigt. Ich war überzeugt gewesen, dass wenigstens die Schulleitung von Mostborn selbst an ihr Versprechen geglaubt hatte.

«Aber habt ihr es nach aussen hin nicht immer so verkauft: als Lernen aus intrinsischer Motivation?», fragte ich irritiert.

«Wenn du Werbung für etwas Neues machen willst, musst du immer ein wenig übertreiben, sonst hast du von Anfang an keine Chance. Ausserdem haben wir gemacht, was wir für möglich gehalten haben. Aber ganz so, wie dieser Schäfer das darstellt, ist es ja nicht wirklich machbar.»

«Ja aber warum denn nicht?»

«Die Welt um uns herum stellt nun einmal Ansprüche an unsere Kinder. Sie erwartet, dass sie gewisse Dinge gelernt haben. Nicht nur die, für die sie sich von sich aus interessieren.»

«Aber immerhin: Wenn wir jedem Kind seinen eigenen Lernweg ermöglichen, ist das doch immer noch viel besser als nichts!»

«Selbst so», entgegnete Gruber, «müssen wir uns fragen, ob das Modell in der jetzigen Form wirklich funktioniert. Denn so bedauerlich ich das finde: Die Rückmeldungen, die wir von den abnehmenden Schulen und von den Lehrbetrieben erhalten, sind alles andere als positiv.»

«Das kann doch gar nicht sein!»

«Doch, leider ist es so – auch wenn wir noch nicht wissen, woran es wirklich liegt.»

«Und was macht ihr jetzt?»

«Rein äusserlich werden wir vorläufig gar nichts ändern. Aber intern sind wir natürlich dabei, das ganze Modell genau zu analysieren, bis wir wissen, was wir anders machen müssen.»

Den weiteren Vorträgen, die sich mit Bildungslandschaften, kooperativen Lernformen, Kompetenzen und pädagogischer Kooperation beschäftigten, vermochte ich nur noch flüchtig zu folgen. Zu sehr beschäftigte mich der Gedanke, was es bedeuten würde, wenn sich in Sulzwil das Lernen in Motivationswelten als Flop erweisen würde. Ich grübelte und grübelte: Was hatten die Mostborner falsch gemacht, was hatten sie übersehen? Dass ich anfangs selbst nicht an den Erfolg dieser Methode geglaubt hatte, hatte ich in der Zwischenzeit längst verdrängt. Und so sah ich letztlich nur eine einzige mögliche Erklärung: Sie waren deshalb im Begriffe zu scheitern, weil sie die Schäfers Ideen nur halbherzig umgesetzt und weiterhin den Schülerinnen und Schülern die Themen vorgegeben hatten. Umso wichtiger wurde es für uns folglich sein, exakt so vorzugehen, wie Schäfer es propagierte.

In den folgenden Wochen besuchte ich alle zehn Lehrkräfte des Limowelten-Projekts in ihrem Unterricht. Ich stellte fest, dass sie sehr unterschiedlich vorgingen. Einige hielten sich immer noch sehr genau an den Lehrplan und gaben den Schülerinnen und Schülern dazu passende Aufträge, während andere die Auswahl der Themen tatsächlich voll und ganz in die Hände der Schülerinnen und Schüler legten. An der nächsten Sitzung des Pilotteams deklarierte ich meine Erwartung: volle Freiheit für die Schülerinnen und Schüler bei der Themenwahl.

Die Diskussion, die nun entbrannte, war schwierig. Der Mathematiklehrer wandte ein, in einem Fach, in dem eines auf dem anderen aufbaue, sei das schlichtweg nicht machbar. Ähnlich argumentierte die Französischlehrerin. Und der Geografielehrer beharrte darauf, dass er diese Anordnung nur dann umsetzen würde, wenn ich ihm schriftlich bestätigen würde, dass ich die Verantwortung für alles, was dabei herauskomme, zu hundert Prozent allein übernehme.

Um die Situation einigermaßen in den Griff zu bekommen, willigte ich schliesslich ein. Jedem, der darauf bestand, gab ich schriftlich das Bekenntnis ab, dass die Schulleitung alle Konsequenzen, die sich aus einem allfälligen Misserfolg des Limowelten-Pilotprojekts ergäben, alleine tragen werde – sofern sich die beteiligten Lehrkräfte voll und ganz an die Vorgaben halten würden. So gelang es mir, alle Beteiligten wenigstens vorläufig bei der Stange zu halten. Jacqueline und Toni erzählte ich nichts davon.

Erschöpft ging ich nach Hause. Gerade noch rechtzeitig fiel mir ein, dass Jasmin an diesem Tag Geburtstag hatte, und so besorgte ich rasch ein paar Blumen und eine Flasche Wein. Wir beschlossen, erst die Kinder ins Bett zu bringen und den Wein anschliessend zu zweit zu geniessen. Wir hatten es uns gerade erst gemütlich eingerichtet, als es an der Tür klingelte. Es war halb zehn Uhr und bereits dunkel. Ich schlich mich leise zur Tür und schaute durch das Guckloch. Es war Reto.

«Mach auf, du Saukerl!», brüllte er, und schlug mit der Faust gegen die Tür.

«Es ist Reto!», raunte ich Jasmin zu, die zu Tode erschrocken schien.

«Mach auf, du Feigling!», schrie er, und polterte erneut gegen die Tür.

Ich öffnete. Reto war offensichtlich betrunken.

«Was soll das?», herrschte ich ihn an.

«Das weisst du genau! Die Mail!»

«Du meinst die, die ich im Kopierraum gefunden habe? Die hättest du tatsächlich besser nicht geschrieben!»

«Die hast DU ausgedruckt!»

«Für eine derart unverschämte Unterstellung kommst du stockbetrunken mitten in der Nacht zu mir? Schau, dass du verschwindest!»

«Du hältst dich für unglaublich schlau, was? Aber ich sage dir, irgendeinen Fehler hast auch du gemacht! Und irgendwann werde ich ihn finden! Und dann mache ich dich fertig!»

«Du verschwindest jetzt sofort von meinem Haus, sonst rufe ich die Polizei!»

«Jaja», grinste Reto, «noch sitzt du ganz oben. Der Herr Schulentwickler! Aber wer hoch steigt, der fällt auch tief, merk dir das!»

«Ein letztes Mal: Du verschwindest jetzt sofort von hier!»

«Oh ja, sicher!», höhnte er. «Ich wünsche dir und deiner Familie einen wunderschönen Abend!»

Damit wandte er sich ab. Ich blieb wie gelähmt in der Tür stehen. Jasmin hielt Benjamin im Arm und weinte.

Fortsetzung im nächsten Ivb.inform.

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Sechster Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Es war alles andere als einfach, Jasmin in dieser Situation wieder zu beruhigen. Immer wieder musste ich sie dahingehend beschwören, dass Reto drauf und dran gewesen sei, das Pilotprojekt der Limowelten zu bodigen, was ich allein schon mit dem Gedanken an Samuel niemals hätte zulassen können. Mehrfach musste ich ihr versichern, dass Reto kein böser Mensch sei und mit Sicherheit niemals mir oder jemand anderem aus unserer Familie etwas antun würde, sondern dass es sich bei ihm halt um einen tragischen Fall handle, welcher die Konzepte einer zeitgemässen Pädagogik nicht verstanden habe oder nicht verstehen wolle.

Schliesslich war nicht Jasmin, sondern ich es, der keine Ruhe mehr fand. Was wusste Reto? Mit wem stand er noch in Kontakt? Hatte er gar noch Vertraute an unserer Schule? Was würde er als Nächstes tun? Hatte ich irgendetwas übersehen? Handelte es sich hierbei um Retos letztes verzweifeltes Aufbüäumen oder war das der Anfang von meinem Ende?

Als ich kurz wegdrückte, träume ich davon, wie ich Reto erschlug, immer wieder auf ihn eintrat, bis er sich nicht mehr bewegte. Aber als ich seinen leblosen Körper zurücklassen wollte, brachte ich ihn nicht mehr von meinen Füßen weg. Jeder Schritt geriet zur unerträglichen Anstrengung. Schliesslich erwachte ich – mit rasendem Puls und schmerzenden Beinen.

Ich hielt es im Bett nicht mehr aus und stand auf. Um mich irgendwie zu beschäftigen, ging ich in die Küche und machte mich an den Abwasch, der stehen geblieben war. Im Abtropfbecken lag noch das Fleischmesser, und ich wunderte mich, wofür Jasmin als Vegetarierin es wohl benutzt haben möchte. Vielleicht hatte sie es ja hervorgeholt, als Reto am Abend in der Tür erschien war.

Ich wusch das Geschirr, trocknete ab und setzte mich, obwohl es inzwischen halb drei Uhr nachts war, noch etwas vor den Fernseher. Da ich aber auf angeblich heisse Handyvideos genauso wenig Lust verspürte wie auf Mike Shiva oder Bernd das Brot, gab ich es schliesslich auf und begab mich zurück ins Bett.

Mit Kopfschmerzen und ein wenig später als üblich erschien ich am anderen Morgen in der Schule. Ich merkte schnell, dass etwas nicht stimmte. Vor meinem Büro warteten bereits Jacqueline, Toni und Timo auf mich. Timo war geradezu grün im Gesicht. Wir gingen in mein Büro.

«Irgendetwas ist nicht gut», sagte ich, um das Schweigen zu brechen.

«Dein Sohn, Felix ...», begann Timo, aber die Stimme versagte ihm.

Ich erschrak. «Was hat er angestellt?»

«Er hat ein Enthauptungsvideo gezeigt. Vor der ganzen Klasse!», antwortete Jacqueline sichtlich betroffen.

«Ein Enthauptungsvideo!?»

«Er sollte einen Vortrag halten», ergänzte Timo mit erstickter Stimme. «Über die Terrorgruppe Islamischer Staat. Ich habe ihm das erlaubt, weil du ja gesagt hast, die Schüler sollen gänzlich frei wählen, was sie lernen wollen. Und ich bin das Vortragsthema auch mit ihm durchgegangen. Er sollte sich mit den Religionen und Ethnien der Region, die heute vom IS beherrscht wird, auseinandersetzen. Er sollte die politische Situation in diesen Regionen analysieren und etwas über deren Vorgeschichte erzählen. Stattdessen hat er ...»

«Wir haben sein Handy konfisziert», ergänzte Jacqueline. «Er scheint eine ziemlich grosse Menge seiner Zeit in das Sammeln solcher Videos investiert zu haben.»

«Warum ist dir denn das nicht früher aufgefallen?», herrschte ich Timo an.

«Er hat ja immer fleissig gearbeitet. Und wenn man ihn gefragt hat, hat er gesagt, alles laufe gut, er komme gut voran und brauche keine Hilfe.»

«Grossartig. Du hast also nicht gemerkt, was er da tut. Wozu bist du denn sein Lehrer?»

«Felix», entgegnete Jacqueline, «sie haben es alle nicht gemerkt. Timo nicht, aber Alexandra, Jan und Daria genauso wenig. Er hat sie alle getäuscht.»

«Ja aber dieses Video? Wie konntest du zulassen, dass er das vorführt? Bist du denn nicht eingeschritten?»

«Es ging alles so schnell», stammelte Timo. «Bis ich herausgefunden habe, wie man das Gerät abstellt, war der Film schon grösstenteils durch. Ich habe der Klasse dann zugeufen, sie sollen nicht hinschauen, aber das hat nichts genützt. Einige haben sogar gejubelt! Stell dir das vor!»

«Naja, vielleicht war es ja dann doch gar nicht so schlimm», hoffte ich.

«Zwei Kinder sind in Ohnmacht gefallen und drei weitere

mussten sich übergeben!», widersprach Jacqueline energisch. «Wir haben sofort den kantonspsychologischen Dienst verständigt. Zwei Psychologinnen kümmern sich so gut es geht um die Klasse. Aber jetzt müssen wir die Eltern verständigen. Und das ist deine Aufgabe!»

«Ja, klar ...», murmelte ich. Ein Brief der Schulleitung würde ja wohl genügen, dachte ich mir, und dass es mein Stiefsohn gewesen war, der diesen Film gezeigt hatte, würde ich ja nicht unbedingt erwähnen müssen. Allerdings, da machte ich mir keine Illusionen, würde sich wohl auch so nicht vermeiden lassen, dass das bald ganz Sulzwil wissen würde.

«Wo ist Samuel jetzt?», wollte ich wissen.

«Auch er wird psychologisch betreut.»

«Und wann kommt er wieder nach Hause?»

«Das muss die zuständige Psychologin entscheiden.»

Ich dachte an Jasmin und daran, wie ich ihr das Ganze beibringen sollte.

Wir besprachen, wie es weitergehen sollte. Timo wurde für den Rest des Tages vom Unterricht freigestellt. Toni sollte das Kollegium informieren und Jacqueline kümmerte sich zusammen mit den beiden Psychologinnen um die Betreuung der Schülerinnen und Schüler. Ich begann, einen Brief an die Eltern aufzusetzen.

Weit sollte ich dabei nicht kommen. Schon kurze Zeit später meldeten sich die ersten Eltern telefonisch bei mir. Während die einen um Rat baten, was sie mit ihren Kindern nun tun sollten, ergingen sich andere in wüsten Beleidigungen, einige drohten mir bereits mit rechtlichen Schritten.

Schliesslich stellte ich mein Telefon auf das Sekretariat um und wies die Sekretärin an, keine Auskünfte mehr zu geben und auf die für morgen geplante schriftliche Information zu verweisen. Doch inzwischen waren die ersten Eltern bereits auf dem Schulgelände und verlangten, zu mir vorgelassen zu werden. Mit dem Hinweis, ich müsse jetzt den Krisenstab leiten und könne keine Einzelauskünfte erteilen, liess ich sie von unserer Sekretärin abwimmeln.

Tatsächlich waren wir auf eine derartige Situation in keiner Weise vorbereitet. Bereits vor dem Mittag berichteten die ersten lokalen Online-Medien von den Vorfällen, und

während ich darum bemüht war, bis zum kommenden Tag keine weiteren Informationen mehr herauszugeben, hatte Toni Müller, ohne Rücksprache mit mir, der Presse bereits bereitwillig Auskünfte erteilt.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Journaille auch bei meiner Frau anrufen würde. Ich versuchte, dem zuvorkommen und rief meinerseits zuhause an. Jasmin ging nicht ans Telefon. Ich versuchte es auf ihrem Handy, ebenfalls erfolglos. Ich fing an, mir Sorgen zu machen. Normalerweise würde Samuel um diese Zeit nach Hause kommen, Jasmin müsste also dort sein. Ich verliess mein Büro und wollte mich schon zum Auto begeben, um heimzufahren, als mir Jasmin, mit Benjamin an der Hand, im Schulhausflur entgegenkam.

Jasmin schien einigermassen gefasst. Wie sich herausstellte, war sie von der Schulpsychologin angerufen worden. Sie hatte, da es kurz vor Mittag war, noch Benjamin aus dem Kindergarten abgeholt und war dann hierher gekommen. Ich führte Jasmin zu dem Zimmer, in dem Samuel betreut wurde und nahm Benjamin zu mir. Wir verblieben so, dass ich Benjamin am Nachmittag wieder in den Kindergarten bringen sollte.

Ich spazierte mit Benjamin auf den Pausenhof.

«Wie gefällt es dir eigentlich im Kindergarten?», fragte ich ihn.

«Eigentlich gut», sagte er. «Aber als wir die Kaninchen noch hatten, war es noch schöner.»

«Warum habt ihr denn keine Kaninchen mehr?»

«Die hat der Fuchs geholt, hat Frau Kohler gesagt.»

«So ein böser Fuchs!», sagte ich.

«Der Fuchs ist nicht böse», widersprach Benjamin. «Er ist ein Fleischfresser. Er muss Fleisch fressen.»

«Das stimmt natürlich auch. Aber traurig ist es trotzdem, oder?»

«Ja, schon.»

«Hast du eigentlich schon etwas gegessen?», fragte ich ihn.

«Nein, Mami hat heute überhaupt keine Zeit gehabt. Aber ich habe Hunger.»

«Worauf hast du denn am meisten Lust?»

«Chicken Nuggets mit Pommes Frites!»

Wir fuhren zusammen in den nahegelegenen McDonald's, verspeisten zwei Portionen Chicken Nuggets mit Pommes Frites und Ketchup, wobei Benjamins Appetit einiges ausgeprägter war als meiner. Anschliessend fuhren wir zum Kindergarten. Ich liess Benjamin aussteigen und lenkte den Wagen zurück an meine Schule.

Dort waren inzwischen auch Frau Stücki-Baldegger, unsere Schulratspräsidentin, und einige weitere Mitglieder des Schulrats eingetroffen, um eine Krisensitzung abzuhalten. Diese hatte bereits begonnen, als ich eintraf.

«Die grösste Gefahr», meinte Stücki-Baldegger, «besteht darin, dass man jetzt in der Presse einen Zusammenhang zwischen dem Vorfall und der Unterrichtsform, innerhalb derer er sich zugetragen hat, konstruiert. Wenn es heisst, dass die Kinder in den Limowelten nicht richtig beaufsichtigt und solche Vorfälle durch diese Unterrichtsform geradezu heraufbeschworen würden, können wir das ganze Projekt abblasen.»

«Was schlägst du vor?», fragte ich.

«Wir müssen unmissverständlich darlegen, dass Samuel unter extremen Gewaltfantasien leidet und momentan in keiner Regelschule mehr unterkommen kann, unabhängig von der jeweiligen Unterrichtsform. Im jetzigen Zustand ist er eine akute Bedrohung für seine Mitschülerinnen und Mitschüler.»

«Aber das ist doch absurd! Meinst du, er ist der einzige Schüler, der sich solche Videos anschaut?»

«Felix, so leid es mir tut, aber es geht jetzt nicht vorrangig um deinen Sohn, sondern um unsere Schule. Das Einzelschicksal hat hinter das grösste Ganze zurückzutreten. Natürlich können wir den Fall herunterspielen, aber dann sehe ich schwarz für das Projekt Limowelten. Du weisst ja, Serge und die ganze politische Rechte warten nur auf eine Gelegenheit, unser Lernen in Motivationswelten zu zerfetzen.»

«Trotzdem. Samuel ist in dieser Unterrichtsform regelrecht aufgeblüht. Er hat einfach eine Dummheit begangen, mehr nicht. Deswegen ist er doch noch lange kein Gewaltverbrecher!»

«Was meinen die anderen?», fragte Stücki-Baldegger in die Runde.

«Persönlich bin ich davon überzeugt, dass das Integrationspotential der Limowelten dasjenige des gewöhnlichen Unterrichts bei weitem übertrifft», meldete sich Toni zu Wort. «Daher meine ich, dass hier auch für Samuel weiterhin Platz sein muss.»

«Die ersten Eltern haben damit gedroht, ihr Kind aus der Limoweltenklasse herauszunehmen, wenn Samuel nicht entfernt wird», wandte Jacqueline ein.

«Und wenn schon!», entgegnete Toni. «Es gab doch, soviel ich weiss, viel mehr Anmeldungen, als wir überhaupt berücksichtigen konnten.»

«Mit Betonung auf *gab*», erwiderte Jacqueline. «Aber nach dieser Affäre könnte es bald ganz anders aussehen, vor allem wenn die Eltern befürchten müssen, dass es nicht bei diesem einen Vorfall bleibt.»

«Liebe Kolleginnen und Kollegen», erwiderte ich, «ich sehe das Problem. Aber ich möchte euch Folgendes sagen: Als ich vorletztes Jahr erstmals die Idee der Motivationswelten hier im Schulrat vorgestellt habe, habe ich, und das gebe ich offen zu, insbesondere auch gehofft, für Samuel eine Unterrichtsform zu finden, die zu ihm passt. Und trotz des Vorfalls heute Morgen bin ich weiterhin der Ansicht, dass Samuel tatsächlich perfekt in die Limowelten passt. Wenn ihr mir jetzt sagt, dass es dort für ihn keinen Platz mehr haben soll, wäre das für mich der Beweis, dass die Limowelten nicht funktionieren. Und dann gibt es für mich auch keinen Grund mehr, das Projekt weiterzuziehen. Teuer genug ist es ja ohnehin.»

Während alle noch darüber nachdachten, wie es nun weitergehen sollte, klopfte es. Frau Flückiger, die Bildungsdirektorin, stiess zu uns. Wir rekapitulierten ihr gegenüber den bisherigen Verlauf der Krisensitzung.

«Geschätzte Damen und Herren», meinte Frau Flückiger schliesslich, «ich sage Ihnen jetzt zwei Dinge, die nicht für das Protokoll bestimmt sind. Erstens: Ich bin lange genug Politikerin gewesen, um ein gefestigtes Vertrauen darin entwickelt zu haben, dass sich jedes Problem von alleine löst, wenn man es lange genug aussitzt. Schon in ein paar Wochen kräht kein Hahn mehr danach, was Herr Walldorfs Sohn sich einmal in pubertierendem Übermut geleistet hat. Und zweitens: Wir haben mittlerweile so viel Geld in das Limoweltenprojekt investiert, dass es einerseits unmöglich ist, daraus wieder auszusteigen, und andererseits auf eine weitere kleine Investition auch nicht mehr ankommt. Wir finanzieren deshalb für Herrn Walldorfs Sohn eine Heilpädago-

gin, die ihn während des Unterrichts beobachtet und auf ihn aufpasst. Das Kind bleibt in der Klasse. Wenn wir das geschickt kommunizieren, werden sich auch die Eltern schnell wieder beruhigen und die ganze Aufregung des heutigen Tages verwandelt sich in einen Sturm im Wasserglas. Meine Damen, meine Herren: Ich wünsche noch einen schönen Nachmittag!»

Ich schaute auf die Uhr: Der Kindergarten war bereits vorüber, und dabei hatte ich doch mit Jasmin abgemacht, dass ich Benjamin abholen würde! Ich rief im Kindergarten an und gab Bescheid, dass ich gleich kommen würde. Frau Kohler meinte, das sei nicht so schlimm, sie müsse ohnehin noch aufräumen und saubern machen. Und Benjamin sei ja ein Braver.

Als ich im Kindergarten ankam, sass Benjamin tatsächlich ganz friedlich in einer Ecke und baute aus Legosteinen eine grosse Rakete. Um mich bei Frau Kohler dafür erkenntlich zu zeigen, dass sie ihn noch so lange gehütet hatte, half ich ihr noch ein wenig beim Saubern machen, und so kamen wir ins Gespräch.

«Ist Benjamin denn immer so brav?»

«Normalerweise schon. Er ist im Allgemeinen ein zufriedenes Kind und kann sich gut alleine beschäftigen. Manchmal ist er etwas schüchtern, wenn er auf andere zugehen soll, aber ich finde, er macht auch da Fortschritte.»

«Er hat mir heute aus dem Kindergarten erzählt. Scheinbar hat der Fuchs die Kaninchen gefressen. Er vermisste die Kaninchen, sagte er, und deswegen dachte ich natürlich, er wäre jetzt wütend auf den Fuchs. Benjamin fand aber, ein Fuchs müsse halt Kaninchen fressen, da könne man nichts machen. Haben Sie ihm das so gesagt?»

Frau Kohler senkte die Stimme und sah auf einmal sehr bedrückt aus. «Ja, das habe ich so erzählt, diese Geschichte mit dem Fuchs. Aber die Wahrheit ist eine andere: Als ich letzten Mittwochmorgen die Kaninchen füttern wollte, lagen sie mit abgeschnittenen Köpfen im Stall. Wie krank muss jemand sein, der so etwas tut? Aber offenbar passiert so etwas ja häufiger, als man meint.»

Mir fiel das Fleischmesser von letzter Nacht wieder ein, und ich fühlte, wie meine Knie zu zittern anfingen. Ich verabschiedete mich hastig von Frau Kohler, packte Benjamin und fuhr mit ihm nach Hause.

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Siebter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Jasmin und Samuel waren bereits zuhause, als ich gegen halb fünf Uhr mit Benjamin aus dem Kindergarten zurückkam. Samuel hatte während des Gesprächs mit der Psychologin durchwegs behauptet, Timo habe ihm aufgetragen, möglichst detailliert über die Gräueltaten des IS zu berichten. Offenbar war es ihm gelungen, die Psychologin von seiner Version zu überzeugen, und Jasmin war noch so gerne bereit, ihm zu glauben.

Ich war mir zwar ziemlich sicher, dass Samuel gelogen hatte, behielt meine Meinung aber für mich. Für mein öffentliches Ansehen wäre es durchaus von Vorteil gewesen, wenn Samuel nicht als Alleinschuldiger an der Affäre dagestanden hätte. Ich schrieb Timo eine E-Mail, in der ich ihn bat, mir die schriftliche Arbeitsvereinbarung zwischen ihm und Samuel zum Thema IS zukommen zu lassen.

Wohl war mir dabei allerdings ganz und gar nicht. Was, wenn Samuel Benjamin etwas antun würde? Obwohl mich der Gedanke quälte, traute ich mich nicht, Jasmin etwas über die Geschichte mit den Kaninchen im Kindergarten und dem Fleischmesser in der Küche zu erzählen. Ein wenig Ruhe verschaffte ich mir, indem ich das Fleischmesser im Keller versteckte.

Timo schickte mir die Vereinbarung noch am selben Abend. Er hatte mit Samuel die folgenden Punkte ausgemacht:

1. Erläutere, welche Völker im heute vom IS beherrschten Gebiet leben. Welche Religionen und Konfessionen kommen dort vor?
2. Erläutere die Voraussetzungen, die es dem IS ermöglichen, die heute von ihm besetzten Gebiete zu erobern (Einmarsch der USA in Irak, Bürgerkriege in Irak und Syrien).
3. Erkläre, welche Ziele der IS verfolgt, und welche Mittel (Rekrutierung von Kämpfern u.a. aus Europa, Finanzierung durch eroberte Ölquellen, Einschüchterung durch Gräueltaten) zu deren Erreichung er dabei einsetzt.
4. Beschreibe die Massnahmen muslimischer und westlicher Länder gegen den IS.

Ich entwarf daraufhin den folgenden Brief:

Liebe Eltern

Wie bereits der Presse zu entnehmen war, hat ein Schüler unserer Schule während eines Vortrags einen von der Terrororganisation «Islamischer Staat» veröffentlichten Film gezeigt, der die Enthauptung einer westlichen Geisel zeigt. Die Schulleitung der Sekundarschule Sulzwil hat sofort alle notwendigen

Massnahmen ergriffen, um eine professionelle Betreuung der Schülerinnen und Schüler, welche diesen Film mitansehen mussten, zu gewährleisten.

Ursache dieses Vorfalls war ein bedauerliches Missverständnis. Der Schüler, welcher diesen Film gezeigt hat, war von seinem Geschichtslehrer beauftragt worden, unter anderem auch die vom IS eingesetzten Mittel zu dokumentieren, wobei die Einschüchterung durch Gräueltaten ausdrücklich erwähnt war. Natürlich hatte der Lehrer dabei nicht an das Vorführen eines entsprechenden Films gedacht, andererseits kann auch dem Schüler nicht der Vorwurf gemacht werden, entgegen der Anweisung seines Lehrers gehandelt zu haben.

Wir möchten uns bei allen Betroffenen aufrichtig für den Vorfall entschuldigen und Ihnen versichern, dass wir alle notwendigen Anpassungen vollzogen haben, um derartige Fehler in Zukunft ausschliessen zu können.

Mit freundlichen Grüßen

Die Schulleitung der Sekundarschule Sulzwil

Jacqueline Hunziker Anton Müller Felix Walldorf

Ich schickte den Entwurf noch am selben Abend an Jacqueline, Toni und unsere Schulspräsidentin Julia. Jacqueline zeigte sich gar nicht zufrieden und hielt es für falsch, Timo überhaupt zu erwähnen und Samuel auf diese Art reinzuwaschen. Julia fand jedoch, mit dieser Darstellung der Situation könnten alle Beteiligten gut leben, und Toni war ohnehin mit allem einverstanden. So ging der Brief tags darauf an die Eltern und auch an die Presse.

Das Resultat entsprach leider nicht meiner Absicht. Zwar berichteten die meisten Medien relativ sachlich über den Vorfall, die Schlagzeile «Lehrer animiert Schüler zum Vorführen von Enthauptungsvideos» im «Blick am Abend» löste in dessen Online-Ausgabe jedoch einen unkontrollierten Shitstorm aus. In Windeseile war es jedem, der es wissen wollte, möglich, nachzulesen, um welchen Geschichtslehrer es sich handelte. Einige Kommentatoren meinten sogar zu wissen, dass es sich bei Timo selbst um einen aus Syrien zurückgekehrten ehemaligen IS-Kämpfer handle. Aber auch Samuels Identität wurde bald gelüftet, und die Mutmassung, dass die Schulleitung nun wohl einen Sündenbock gesucht und der Öffentlichkeit präsentiert habe, liess nicht lange auf sich warten.

Am nächsten Tag kam Timo in mein Büro. Ich bat ihn Platz zu nehmen und eröffnete das Gespräch, indem ich ihm versicherte, wie sehr mir die ganze Angelegenheit leid täte, für alle Beteiligten und speziell für ihn.

«Felix», entgegnete er, «es muss dir nicht leidtun. Der Fehler liegt bei mir. Ich hätte niemals von Samuel verlangen dürfen, dass er die Gräueltaten des IS thematisiert.»

«Nein, Timo. Es war ein Missverständnis. Das hätte jedem passieren können.»

«Wenn ich an die Kinder denke, die das mitansehen mussten ... Ich hätte es einfach verhindern müssen!»

«Du musst dir wirklich keine Vorwürfe machen!»

«Ich mache mir aber Vorwürfe! Und du siehst ja selbst, was in der Zeitung steht!»

«Ja, und das tut mir auch besonders leid für dich, obwohl es ja nur um eine Zeitung geht. Aber wir werden eine Gendarstellung verlangen, das verspreche ich dir. Von animieren kann ja nun wirklich nicht die Rede sein.»

«Meine Kinder werden in der Schule als Terroristenkinder verspottet.»

«An unserer Schule?»

«Auch.»

«Ich werde die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Das ist völlig inakzeptabel.»

«Mir ist einfach klar geworden», fuhr Timo nach einigen Momenten des Schweigens fort, «dass ich doch nicht für diesen Beruf geschaffen bin. Ich liebe die Kinder, aber ich kann sie nicht unter Kontrolle halten. Das funktioniert auch in den Limowelen nicht.»

«Das ist jetzt aber wirklich Quatsch! Du hast deinen Job hier hervorragend gemacht!»

«Das ist lieb von dir, aber du siehst ja, was mit Samuel passiert ist.»

«Du hast doch gehört, was Jacqueline gesagt hat. Das wäre jedem anderen auch passiert.»

«Ist es aber nicht.»

«Doch! Alexandra, Jan und Daria haben ihn auch betreut und nichts gemerkt.»

«Ja, aber den Auftrag hatte er von mir. Darum hätte ich etwas merken müssen.»

«Timo, ich an deiner Stelle hätte auch nichts gemerkt. Und ich habe auch als Vater beziehungsweise Stiefvater von Samuel nichts bemerkt.»

Timos Blick deutete ins Leere. «Letztlich», hob er an, «letztlich waren die Ereignisse mit Samuel für mich nur eine letzte Bestätigung dafür, dass ich mich neu orientieren muss.» Er unterbrach sich. «Eigentlich hatte ich ja immer Pfarrer werden wollen. Aber dann habe ich Manuela kennen gelernt und als Katholik musste ich mich damals entscheiden: Liebe oder Berufung. Die Liebe war stärker.»

«Du willst mir aber nicht sagen, dass du dich jetzt ... Und überhaupt, wer einmal geheiratet hat, kann doch nicht mehr Priester werden!»

«Das stimmt, aber die Situation hat sich seither trotzdem verändert. Es will ja fast niemand mehr Priester werden. Daher kommt es auch bei den Katholiken immer öfter vor, dass die Führung einer Kirchengemeinde selbst einem verheirateten Theologen anvertraut wird.»

Wir schwiegen einige Sekunden lang.

«In Munzwil», fuhr Timo fort, «wäre der Pfarrer eigentlich seit zwei Jahren pensioniert. Aber weil er keinen Nachfolger finden kann, bleibt er im Amt. Wir kennen uns gut, ich bin ja dort aufgewachsen. Er hat mich vor ein paar Monaten gefragt, ob ich mir nicht vorstellen könnte, seine Nachfolge anzutreten. Er würde mich auch noch so lange wie nötig einarbeiten. Seither trage ich mich mit dem Gedanken. Gestern Abend habe ich dann noch einmal lange mit Manuela und den Kindern darüber gesprochen. Und dann habe ich mich entschieden.»

Ich holte tief Luft.

«Und wann willst du dort anfangen?»

«Sei mir jetzt bitte nicht böse, aber nach dem, was mit Samuel passiert ist, kann ich einfach nicht mehr unterrichten. Ich muss dir leider meine sofortige Kündigung mitteilen.»

«Timo, du kannst nicht mitten im Semester kündigen. Wer soll denn deine Stelle übernehmen? Das geht auch rein

rechtlich nicht. Die Kündigungstermine sind jeweils zum Semesterende.»

«Ich weiss, und es tut mir auch wirklich leid, wenn ich dir damit Probleme bereite. Aber ich bin mir sicher, dass es sein muss. Ich bin auch bereit, die Konsequenzen zu tragen. Serge hat mir das gestern am Telefon erklärt: Wenn ich ausserterminlich kündige, hafte ich für den materiellen Schaden, der daraus entsteht. Ein solcher entstehe aber gar nicht oder höchstens in sehr geringem Ausmass, weil mein Lohn ja nicht weiter bezahlt wird.»

Ich ärgerte mich zwar darüber, dass Serge Timo in dessen Idee, ausserterminlich zu kündigen, auch noch bestärkt hatte, sagte dann aber nichts, weil ich einerseits wusste, dass Serge recht hatte, und andererseits, weil es für Samuel und mich letzten Endes vorteilhaft sein würde, wenn Timo die Verantwortung für den Vorfall von sich aus übernahm.

Ich schlug ihm daher vor, das Arbeitsverhältnis im gegenseitigen Einvernehmen per sofort aufzulösen und er erklärte sich damit einverstanden. Toni Müller verpflichtete ich dazu, Timos Lektionen zu übernehmen, bis ein Ersatz gefunden sein würde.

Während die getroffenen Massnahmen – die sonderpädagogische Betreuung Samuels sowie die Auflösung von Timos Anstellungsverhältnis – bei den Eltern der Limowelten-Klasse mehrheitlich auf Zustimmung stiessen, wendete sich die Stimmung im Kollegium, die schon seit der Entlassung von Reto angespannt gewesen war, offen gegen mich, als ich im Konvent darüber informierte. Dagmar, eine der dienstältesten Lehrerinnen an unserer Schule, beschuldigte mich, ich hätte Timo mit meinem Brief an Eltern und Presse bewusst ans Messer geliefert, um Samuel und damit indirekt mich selbst aus der Verantwortung zu nehmen. Dass Samuel für sein Verhalten nun auch noch mit einer teuren Sonderbehandlung belohnt werde, stiess ihr besonders sauer auf. Hansruedi, der ebenfalls schon seit über 20 Jahren an der Sek Sulzwil unterrichtete, bemerkte, es sei schon Ärger genug, wenn sich immer wieder Eltern in den Schulrat wählen liessen, um ihre Kinder zu protegieren und Druck auf deren Lehrerinnen und Lehrer auszuüben; ein Schulleiter aber, der Lehrer öffentlich blossstelle und zum Rücktritt dränge, um sein eigenes Kind zu schützen, das sei nun wirklich jenseits von Gut und Böse.

Als sich unsere Schulratspräsidentin, Frau Stücki-Baldegger, zu Wort meldete und erklärte, dass der Elternbrief von Schulrat und Schulleitung gemeinsam verfasst worden und das Sondersetting für Samuel von der Bildungsdirektorin

persönlich abgesegnet worden sei, entlud sich die Wut des Kollegiums in lautstarken Buhrufen und Pfiffen. Schliesslich entschied der Konventsvorstand, den Konvent abzubrechen.

Ohne mit irgendjemandem auch nur noch ein Wort zu wechseln, stieg ich ins Auto und fuhr nach Hause.

Ich fand Jasmin und Samuel auf dem Sofa im Wohnzimmer. Jasmin hielt Samuel fest an sich gedrückt. Ihre Gesichter waren verweint.

Wortlos überreichte mir Jasmin einen Brief. Es war ein Schreiben der Jugendstaatsanwaltschaft, und mir war sofort klar, worum es gehen musste. Ich setzte mich zu Jasmin und Samuel und schwieg. «Alles wird wieder gut», versuchte ich uns schliesslich zu beruhigen, aber nicht einmal ich selbst mochte in diesem Moment noch daran glauben.

Wie sich herausstellte, hatten Samuel und drei Mitschüler seiner Klasse über ihre Handys gegenseitig Horrorvideos ausgetauscht. Offensichtlich verstanden sie das als eine Art Mutprobe, die nur solange weiter funktionierte, wie der Nervenkitzel von Mal zu Mal gesteigert wurde. Ihr Weg hatte sie von Spielfilmen zu Videos von tatsächlich verübten Gräueltaten geführt – bis sie schliesslich die Grenze von Zuschauenden zu Handelnden überschritten hatten.

Nachdem Samuel in der Schule das Enthauptungsvideo gezeigt hatte, war das von Jacqueline konfisierte Handy dem jugendpsychologischen Dienst übergeben worden. Dieser hatte schliesslich ein Video darauf gefunden, das die vier Jugendlichen beim Abschlachten der Kaninchen des Kindergarten zeigte, woraufhin der Fall an die Jugendstaatsanwaltschaft weitergereicht worden war. Diese wiederum hatte nun eine Anklage wegen Tierquälerei und Sachbeschädigung eröffnet und Samuel und die drei Mittäter sowie die jeweils Erziehungsberechtigten vorgeladen.

«Samuel», sagte ich schliesslich, «ich mache mir ernsthafte Sorgen um dich. Wir müssen uns Gedanken machen, wie es mit dir weitergehen soll. Ich fürchte, du bist drauf und dran, dich zu einem Gewalttäter zu entwickeln.»

Keine Antwort.

«Samuel», insistierte ich, «wenn du so weitermachst, kann in einem nächsten Schritt ein Mensch dein Opfer sein. Das können wir nicht zulassen! Und das kannst du doch selber nicht wollen!»

«Blödsinn!»

«Kein Blödsinn! Ich mache mir dabei auch ernsthafte Sorgen um Benjamin!»

«Du bist doch bescheuert.»

Schweigen.

«Sämi», sagte Jasmin schliesslich, «du weisst, dass ich dich immer lieb habe, egal, was du gemacht hast. Aber gerade darum müssen wir uns jetzt überlegen, was wir tun können, damit du deine Zukunft nicht verpfuscht.»

«Dafür ist es jetzt ohnehin schon zu spät», entgegnete Samuel mit düsterer Miene.

«Nein», widersprach ich, «noch ist es nicht zu spät. Aber wir sind an einem Punkt, wo ich nicht mehr weiss, ob wir es schaffen, dich noch einmal von der schiefen Bahn wegzubekommen, auf die du da geraten bist. Deine Faszination für Gewalt hat sich ja offenbar immer mehr verstärkt. Ich weiss wirklich nicht, ob es uns gelingt, dich da wieder rauszuholen. Und auch wenn du das Blödsinn nennst, ich kann unmöglich verantworten, dass das nächste Mal ...»

«Ja klar, das nächste Mal schneide ich Benni den Kopf ab, das glaubst du ja bestimmt! Das passt zu dir! Du hast noch nie etwas von mir gehalten! Ich bin ja nur der lästige Stieftochter, den Mami blöderweise mitgebracht hat. Wenn mir einer den Kopf abschneiden würde, wärst du sogar noch glücklich darüber. Aber der Benjamin, klar, das ist etwas ganz anderes. Der ist ja *dein* Sohn. Und so süß und lieb.»

«Sag mal, weisst du eigentlich, wie daneben das ist, was du jetzt gerade gesagt hast?», entgegnete ich empört. «Ich habe mich immer dafür eingesetzt, dass es dir an nichts fehlt. Ich habe alles dafür getan, dass du in die Limowelten-Klasse kommst, und bisher hatte ich den Eindruck, das sei auch wirklich in deinem Sinne gewesen. Du bekommst jetzt zusätzlich sogar noch eine Sonderbetreuung durch eine Förderlehrkraft. Wir tun wirklich *alles*, damit du deinen Weg gehen kannst. Aber wenn du immer mehr in Gewalt und Grausamkeit abdriftest, dann müssen wir etwas dagegen tun! Das können wir doch nicht einfach mitansehen!»

«Na dann bringe ich mich am besten doch gleich selber um!»

«Sämi, so kommen wir nicht weiter», sagte Jasmin betrübt. «Wir können zusammen mit dir eine Lösung finden. Aber dazu musst auch du dich bereit zeigen!»

Stille.

Ich versuchte meine Hand auf Samuels Schulter zu legen, aber er wich mir aus.

«Samuel», sagte ich schliesslich, «ich kann verstehen, wenn du etwas Zeit brauchst. Schlafen wir noch einmal darüber. Aber entweder erkenne ich bis morgen bei dir den ernsthaften Willen zu einer Veränderung oder aber wir müssen uns Gedanken darüber machen, wo du die nächsten Jahre verbringen wirst. Eines muss ich dir aber jetzt schon in aller Deutlichkeit sagen: Wenn du nichts dazu beitragen willst, deine Gewaltphantasien abzubauen, dann können wir dich hier nicht mehr bei uns wohnen lassen.»

«Ihr versteht doch alle nichts!», schluchzte Samuel auf einmal los. «Ich ..., ich ...», setzte er an, aber offenbar fand er die Worte nicht, um uns zu erklären, was wir seiner Meinung nach nicht verstanden; jedenfalls stand er mit den Worten «ach, vergesst es einfach» auf und schloss sich in seinem Zimmer ein. Dort blieb er bis am Abend. Er erschien zwar zum Abendessen, sagte aber nichts mehr, und da auch Jasmin und ich das Thema nicht mehr aufnahmen, beschränkte sich die Konversation auf ein Minimum.

Wir gingen früh ins Bett, und obwohl ich damit gerechnet hatte, kein Auge zuzubekommen, schlief ich innert kürzester Zeit ein, wachte allerdings gegen halb drei Uhr in umso grösserer innerer Unruhe wieder auf. Der ganze Ärger in der Schule und jetzt noch die Geschichte mit Samuel: Ich begann mir auszumalen, dass ich all das unmöglich gesund überstehen würde.

Ein schmerhaftes Stechen in der Brust, das ich in letzter Zeit schon mehrmals verspürt hatte, bemächtigte sich meiner. Mein Puls schnellte in die Höhe, und gleichzeitig hatte ich das Gefühl, dass mich jegliche Kraft verliess. Als ich es nicht mehr aushielte, weckte ich Jasmin und bat sie, die Ambulanz zu rufen.

Die Zeit zwischen ihrem Anruf und dem Eintreffen des Rettungswagens kam mir endlos vor, obwohl es effektiv nur wenige Minuten gedauert haben konnte.

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

Alle bisher erschienen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvbi.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Achter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss



«Ihr EKG zeigt keine besonderen Auffälligkeiten», beschied mir der Notarzt, noch bevor wir uns auf den Weg ins Spital machten. «Aber Ihrer Tachykardie möchte ich trotzdem auf den Grund gehen. Auch wenn kein Anlass zu unmittelbarer Sorge besteht.»

So fuhren wir denn – ohne Blaulicht und Sirene – ins Kantonsspital, wo man mich in der Notfallabteilung auf ein Bett legte und rund um mich herum die Vorhänge schloss. Ich muss gestehen, dass ich mir eine Notfallbehandlung anders vorgestellt hätte. Nachdem man mir eine Infusion gesteckt und mich an das Puls- und Blutdruckmessgerät angeschlossen hatte, liess man mich erst einmal liegen. Alle anderen Patienten, die ich zwar nicht sehen, dafür aber umso besser hören konnte, schienen an dringenderen Beschwerden zu leiden.

Nach etwa einer halben Stunde nahm mir schliesslich eine deutsche Assistenzärztin etliche Dosen Blut ab. Mein Puls lag weiterhin deutlich über 100, doch das schien niemanden wirklich zu interessieren. Die Assistenzärztin bat mich, mich im Bedarfsfall mithilfe des Knopfes zu melden, der an einem Kabel auf mein Bett herunterhing, und widmete sich sogleich wie das übrige Personal wieder den Patienten mit Nierensteinen, ausgerenkten Armen, Platzwunden und Alkoholvergiftungen.

Stunden vergingen, ohne dass irgendjemand nach mir geschaut hätte.

Durch einen Spalt im Vorhang sah ich das gegenüberliegende Fenster. Es dämmerte bereits. Meine innere Unruhe legte sich langsam, der Pulsmesser zeigte noch Werte im

Bereich von 90 Schlägen pro Minute an. Schliesslich begann ich sogar einzunicken.

Ich schreckte wieder auf, als sich plötzlich und ganz unerwartet der Vorhang öffnete. Eine neue junge Ärztin, begleitet von einem noch jüngeren Kollegen, trat ein. «Ihre Werte sind normal – soweit, wie sie schon vorliegen: Blutzucker, Sauerstoffsättigung, Entzündungswerte, Troponin, Cholesterin, Leukozythen ...», erklärte Sie mir in bestem Hochdeutsch. Die Schilddrüsenwerte stünden noch aus, ergänzte ihr Kollege mit einem leicht schwäbischen Akzent.

Jedenfalls, und da hätten sie Rücksprache mit dem diensthabenden Oberarzt genommen, bestehe kein Grund, mich momentan noch länger dazubehalten, zumal ja auch im EKG keine Auffälligkeiten erkennbar gewesen waren. Man werde mich jedoch zeitnah für ein Belastungs-EKG und eine Ultraschalluntersuchung aufbieten. Bis dahin solle ich jegliche körperliche Anstrengung vermeiden. Eine generelle Krankschreibung sei aber nicht nötig.

Bereits wollten sich beide wieder von mir verabschieden. Im letzten Moment gelang es mir, sie darauf hinzuweisen, dass ich immer noch an einer Infusion hing. Diese würde mir, entgegnete die junge Ärztin, die Stationsschwester abnehmen.

Noch einmal vergingen 20 Minuten, bis die Stationsschwester Zeit fand, mich von meiner Verkabelung zu befreien.

Es war mittlerweile Viertel vor acht, und obwohl ich ja offiziell nicht krankgeschrieben war, zog ich es vor, an diesem Tag zuhause zu bleiben. Dass die Ärzte mir körperliche Anstrengung verboten hatten, beunruhigte mich. Ich fühlte mich elend und schwach und zu nichts mehr fähig.

Jasmin, die mittlerweile allein zu Hause war, schilderte ich kurz den Stand der Dinge. Sie vermied es, meine gesundheitliche Situation zu bewerten, und meinte, man müsse nun halt die weiteren Untersuchungen abwarten.

Meine Abwesenheit in der Schule entschuldigte ich mit einer akuten Darmgrippe. Daraufhin legte ich mich ins Bett und holte den in der Nacht verpassten Schlaf nach.

Bereits am Nachmittag fühlte ich mich deutlich besser. Ich erledigte meine E-Mail-Korrespondenz und beschloss, am darauffolgenden Tag wieder zur Arbeit zu gehen. Wir würden dann das Kollegium der Sekundarschule Hochmatt aus dem bernischen Benzendorf zu Besuch haben, welches sich unsere Limowelten ansehen würde, und da durfte ich als

Rektor nicht fehlen, obwohl mehrheitlich Toni den Anlass organisiert hatte.

Unsere Besucherinnen und Besucher, die bereits gegen 9 Uhr eintrafen, wurden zunächst in die Aula geführt, wo man ihnen in einem Film die Vorzüge unserer Limowelten erklärte. Der Film war zu grossen Teilen eine Adaption jenes Films, den ich seinerzeit in Moostborn zu sehen bekommen hatte, aber den kannten unsere Gäste ja nicht; und spätestens beim Hinweis darauf, dass unser Film ganz selbstständig von einer Schülergruppe aus unserer Pilotklasse gedreht worden sei, hatten wir die Sympathien auf unserer Seite. Dass das Drehbuch von Toni und mir verfasst worden war, musste an dieser Stelle ja nicht zwingend erwähnt werden.

Es war nun an mir, die Gäste an unserer Schule willkommen zu heissen und mich für das Interesse zu bedanken:

«Liebe Lehrerinnen und Lehrer der Sekundarschule Hochmatt!

Wer hätte vor 30 Jahren vorausgesehen, dass es heute möglich sein würde, sich praktisch jede Information, die einen interessiert, mithilfe eines Geräts zu beschaffen, das jedermann und jede Frau, ja selbst jedes Kind überallhin mitnehmen kann? Ein Gerät, das es uns erlaubt, an jedem Ort der Welt mit jeder anderen Person jederzeit in Kontakt zu bleiben?

Die Welt um uns herum verändert sich in einem nie dagewesenen Tempo. Berufe, denen heute noch die Zukunft zu gehören scheint, wird es vielleicht in wenigen Jahren schon nicht mehr geben, weil die entsprechenden Arbeiten durch intelligente Maschinen erledigt werden können. Die Herausforderungen, denen sich die Menschen in der Zukunft zu stellen haben werden, sind völlig unabsehbar. Klar ist einzig, dass nur diejenigen, die sich an immer neue Ausgangslagen anzupassen vermögen, überhaupt eine Chance haben werden, sich zu behaupten.

Unser heutiges Schulsystem liefert unseren Schülerinnen und Schülern auf die Fragen von morgen die Antworten von gestern. Es sind *unsere* Antworten, die wir unseren Schülerinnen und Schülern geben, weil *wir selbst* in der Welt von gestern aufgewachsen und stehen geblieben sind. Sie helfen unseren Schülerinnen und Schülern in der Welt von morgen aber nicht mehr weiter.

Genau hier setzt unser Projekt des Lernens in Motivationswelten an: In diesem Unterrichtsmodell sind es die Schülerin-

nen und Schüler, welche die Fragen stellen, und sie sind es auch, die nach den Antworten suchen. Neue Antworten auf neue Fragen; Antworten, die auch wir als Lehrerinnen und Lehrer nicht kennen, auch gar nicht kennen müssen, denn unsere Aufgabe ist es nicht länger, Schülerinnen und Schülern Antworten auf vor langer Zeit gelöste Rätsel und nicht mehr relevante Fragen zu liefern, sondern sie bei der Suche nach Antworten auf die Fragen der Zukunft zu begleiten.

Beim Lernen in den Motivationswelten, oder wie wir kurz sagen: in den Limowelten, ist die Beziehung zwischen Schülerinnen und Schülern auf der einen und den Lehrerinnen und Lehrern auf der anderen Seite ähnlich wie die zwischen einem Sportler und seinem Coach. Stefan Edberg, Boris Becker oder Magnus Norman könnten heute kein einziges Spiel an einem Profiturnier mehr gewinnen, ja selbst wenn sie heute noch dazu in der Lage wären, so zu spielen wie zu ihren besten Zeiten, hätten sie gegen die heutigen Topspieler keine Chance. Dennoch begleiten sie die aktiven Profis und führen diese zu Erfolgen, die ihre eigenen sogar noch übersteigen.

Wir sind davon überzeugt, mit unserem Schulprojekt die Schülerinnen und Schüler fit für eine unbekannte Zukunft zu machen. Sie sollen zu den Gewinnern dieser Zukunft gehören. Das, und nichts weniger, ist der Anspruch, den wir mit den Limowelten verfolgen.»

Auf meine Ansprache folgend erläuterten Alexandra und Jan, die innerhalb des Kollegiums zu den glühendsten Anhängern der Limowelten zählten, was sie aus Sicht der Unterrichtenden an dem Konzept besonders schätzten, und schliesslich durften sich auch noch einige handverlesene Schülerinnen und Schüler dazu äussern. Danach baten wir die anwesenden Gäste, ihre weiteren Fragen auf farbigen Zetteln zu notieren, bevor wir uns vor Ort in eine der Limowelten begaben.

Während dieser Zeit konnten Toni und ich die Zettel sichten und allzu kritische Fragen aussortieren. Den Zeitplan hatten wir von Anfang an so konzipiert, dass nicht alle Fragen würden beantwortet werden können, und für den Notfall hatten wir sogar noch eine Sammlung von wohlwollenden Fragen vorbereitet, die wir den Fragen unserer Gäste hätten beismischen können.

Da sich die kritischen Fragen jedoch grossmehrheitlich auf die Affäre mit dem Enthauptungsvideo konzentrierten, mussten wir gar nicht auf den Notfallplan zurückgreifen. Im Gegenteil: Ich nahm zu der Affäre Stellung, erklärte, welche Lehren wir daraus gezogen hätten und wie wir zu

verhindern gedachten, dass etwas Derartiges noch einmal vorkommt – und bediente damit das Bedürfnis nach einer kritischen Auseinandersetzung. Das hatte dann auch zu genügen; weitere kritische Fragen beantworteten wir keine mehr.

Der Schulleiter unserer Gastschule bedankte sich in breitem Berndeutsch für unsere Vorstellung der Limowelten und zeigte sich überzeugt, dass sein Kollegium inspiriert nach Benzdorf zurückkehren würde. Offensichtlich war der Anlass ein Erfolg.

Mich darüber zu freuen, gelang mir allerdings nicht. Hatte ich mich während meiner Rede und auch in den darauffolgenden Gesprächen mit unseren Gästen noch einigermaßen wohl gefühlt, so ergriff mich, kaum dass sie abgefahren waren, erneut ein heftiges Unwohlsein. Mir wurde schwindlig, mein Herz begann wieder zu rasen und meine Beine fühlten sich so schwach an, als würde ich im nächsten Moment kollabieren. Drauf und dran, mich erneut ins Spital zu begeben, sagte ich mir schliesslich, dass man dort wohl nichts Neues herausfinden würde und zwang mich zurück an meine Arbeit.

Die permanente Angst vor einem plötzlichen Zusammenbruch blieb während der folgenden Tage mein ständiger Begleiter, und immer wieder verfiel ich in einen panikartigen Zustand, den ich kaum unter Kontrolle bringen konnte. Das «zeitnahe» Aufgebot für eine umfangreichere kardiologische Untersuchung liess eine Woche auf sich warten.

Schliesslich musste ich dann aber doch zum Belastungs-EKG antreten, und mir war zumute, wie wenn ich zur Schlachtkbank geführt worden wäre. Ich nahm im Wartezimmer Platz.

Wieder vergingen 30 Minuten des Wartens.

«Herr Walldorf?»

Ich blickte auf und sah in ein Gesicht, das mir bekannt vorkam. Eine junge Frau von höchstens 25 Jahren schaute mich freundlich an.

«Kennen Sie mich noch?», fragte sie mich, nachdem mein Blick ungebühring lang auf ihrem Gesicht verharrt hatte.

«Wenn Sie so fragen, muss ich fast annehmen, dass Sie eine Schülerin von mir waren.»

«Corinne Weber», half sie mir auf die Sprünge. «Damals

noch Corinne Binder. Von 1997 bis 2001 war ich Ihre Schülerin. In der Klasse 4e.»

Ich strengte mein Gedächtnis an. Woran ich mich erinnern konnte, war, dass Corinne bei mir jeweils ganz links aussen in der zweiten Reihe gesessen hatte. Vom Verhalten her muss sie unauffällig gewesen sein, sonst hätte ich mich wohl noch besser an sie erinnert. Ob sie eine gute Schülerin gewesen war, konnte ich überhaupt nicht mehr sagen. 2001. Wenn sie 2001 die Sekundarschule verlassen hatte, musste sie jetzt schon knapp 30 Jahre alt sein.

«Geht es Ihnen gut?», fragte ich sie. Sie bejahte. «Ich will mich nicht beklagen. Und Ihnen? Unterrichten Sie immer noch?»

«Nur noch wenig», entgegnete ich. «Ich bin inzwischen Schulleiter geworden.»

«Gratuliere! Das ist sicher ein spannender Job! Allerdings ... zurzeit wohl auch ziemlich nervenaufreibend. Jedenfalls, was man so lesen konnte in den Zeitungen.»

«Ja, leider. Und damit hängt es wohl auch zusammen, dass ich jetzt hier bin.»

«Nun, wir untersuchen ja jetzt, was Ihnen denn genau fehlt. Ich mache alles bereit, und in Kürze wird Frau Bunke dazukommen.»

«Frau Bunke?»

«Ja, unsere Kardiologin.»

«Ich hatte gedacht, dass Sie die Kardiologin wären!»

Sie lächelte. «Nein, ich bin Pflegefachfrau.»

Ich versuchte mich zu erinnern, ob die 4e eine E- oder eine P-Klasse gewesen war, kam aber zu keinem Ergebnis.

Corinne öffnete eine Schublade. «Ich bringe jetzt die Elektroden bei Ihnen an. Würden Sie sich bitte obenherum freimachen?»

Es war mir zwar etwas peinlich, mich vor einer ehemaligen Schülerin zu entkleiden, ich zog aber dennoch wie gehissen mein Hemd aus.

«Ich muss Sie noch rasieren», stellte Corinne mit einem Blick auf meinen nackten Oberkörper fest. Mein Gefühl von

Peinlichkeit steigerte sich noch einmal massiv, aber ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

Obwohl es einige Zeit dauerte, bis alle Elektroden angeschlossen waren, erschien Frau Bunke immer noch nicht. Erneut hieß es also warten.

«Wie ist denn so die Arbeit in einem Spital?», wollte ich von Corinne wissen. «Vermutlich ja auch nicht frei von Stress, so wie die Gesundheitskosten unter Druck sind.»

«Nun ja, natürlich haben wir immer zu wenig Personal, und da gibt es manchmal schon sehr stressige Phasen, wenn zum Beispiel gerade mehrere Notfälle gleichzeitig eingeliefert werden. Die Arbeitszeiten mit den immer wieder wechselnden Schichten verlangen einem auch einiges ab. Aber das weiß man ja alles, wenn man einen solchen Beruf ergreift. Und wenn man gerne mit Patienten arbeitet, macht einem das auch nichts aus, beziehungsweise man nimmt es in Kauf. Aber was einen wirklich aufreibt», sie senkte ihre Stimme, «was man sich als Außenstehender gar nicht vorstellen kann, das ist die unendliche Ineffizienz eines solchen Spitalbetriebs. Was hier alles an bürokratischen Leerläufen vor sich geht, das ist nicht mehr normal. Wie viele Prozent der Gelder, die für die Bildung ausgegeben werden, kommen Ihrer Meinung nach denn wirklich bei den Kindern an?»

«Vorsichtig geschätzt, würde ich sagen, sicher mindestens drei Viertel. Wahrscheinlich sogar noch mehr.»

«In einem Spital können Sie froh sein, wenn es *ein* Viertel des Geldes ist, das wirklich bis zu den Patienten kommt. Der Rest verschwindet in der Verwaltung.»

«Wie ist denn das möglich?»

«Schauen Sie sich einmal die Hierarchien in einem Spital an! Da muss jeder Vorgesetzte immer wieder legitimieren, dass es seine Stelle gibt. Also wird permanent umstrukturiert, evaluiert und reorganisiert. Und mit jedem Mal werden die Abläufe noch unsinniger. Ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen ...»

Doch weiter kam sie nicht, denn in diesem Moment erschien Frau Bunke in der Tür. Sie blätterte in etwas, was wohl meine Krankenakte sein musste.

«So, Herr Walldorf», setzte sie, wie ich schon fast erwartet hatte, in reinstem Hochdeutsch und im Übrigen mit äußerster Bestimmtheit an. «Sinustachykardie, Blutwerte so-

weit normal. Frau Weber, haben Sie alles vorbereitet? Gut. Herr Walldorf, Sie treten jetzt in die Pedale. Die Anzeige hier gibt Ihnen das Tempo vor. Wenn Sie sich unwohl fühlen, melden Sie sich.»

Ich fühlte mich von Anfang an äußerst unwohl, aber angesichts des resoluten Auftretens von Frau Bunke getraute ich mich nicht, irgendetwas zu sagen, sondern strampelte los.

Anfangs ging alles sehr leicht, und so hatte ich Zeit, mir Gedanken darüber zu machen, ob man im Gesundheitswesen die in den Spitalverwaltungen versickernden Gelder wohl damit wieder einspart, dass man das Ausbilden der Ärzte den Deutschen überlässt. Allmählich erhöhte aber Frau Bunke den benötigten Kraftaufwand. Ich begann zu schwitzen, später zu keuchen, und doch spürte ich, dass ich durchhielt. Schliesslich war es nach einer Viertelstunde Frau Bunke, die entschied, dass sie genug gesehen habe.

«Kommen Sie mit. Wir machen jetzt den Ultraschall!»

Sie führte mich in einen abgedunkelten Raum. Das Verfahren war mir von Jasmins Schwangerschaft her noch bekannt. Allerdings hatte ich auf den Bildern von Benjamin jeweils überhaupt nichts erkennen können. Umso überraschter war ich, mit welcher Genauigkeit ich nun jedes Detail meines Herzes auf dem Bildschirm betrachten konnte.

Frau Bunke schaute auf den Monitor, tippte und klickte und bewegte das Ultraschallgerät von einem Ort zum anderen.

«Ihr Herz ist völlig gesund», sagte sie schliesslich. «Wir machen jetzt noch ein 24-Stunden-EKG, aber ich erwarte nicht, dort etwas Auffälliges zu finden. Wenn doch, würden wir Sie benachrichtigen. Gehen Sie zurück ins Zimmer 14, Frau Weber wird das EKG anschliessen.»

Erneut verkabelt und mit einer Aufzeichnungsbox in der Hosentasche verließ ich das Spital. Ich fühlte mich erleichtert, so sehr, dass ich, zum ersten Mal seit Jahren, meine Joggingschuhe hervorholte und eine längere Runde drehte – immerhin hatte mich Corinne ermuntert, mich während der kommenden 24 Stunden auch körperlich zu betätigen.

Leider hielt das positive Gefühl nicht lange an. Ich wusste zwar inzwischen, dass ich körperlich gesund war, aber die Anfälle von Panik und äußerster innerer Anspannung verfolgten mich weiterhin und machten mir das Leben zur Qual.

Mir wurde immer bewusster, dass die Lösung des Problems

an einer anderen Stelle zu finden war: Ich musste als Schulleiter der Sekundarschule Sulzwil zurücktreten. Nur, wie sollte es dann beruflich weitergehen? Wieder als Lehrer zu arbeiten, kam für mich nicht in Frage.

Ich vereinbarte, mich mit unserer Schulratspräsidentin zu einem Nachtessen zu treffen.

«Julia», begann ich, «nach allem, was vorgefallen ist, bin ich nicht mehr davon überzeugt, dass ich der Richtige bin, um die Sekundarschule Sulzwil weiterhin zu führen. Wie siehst du das?»

«Wir haben die Situation auch schon im Schulrat besprochen. Einerseits haben wir alle den grössten Respekt vor dem, was du an unserer Schule aufgebaut hast. Andererseits ist da – auch wenn es selbstverständlich nicht dein

Verschulden ist – die Geschichte mit deinem Sohn, die nicht nur medial viel Staub aufgewirbelt, sondern auch die Stimmung im Kollegium vergiftet hat. Da befindest du dich tatsächlich in einem äusserst schwierigen Rollenkonflikt.»

«... der aber auch weiter bestehen würde, wenn ich wieder ausschliesslich als Lehrer arbeiten würde.»

«Es kann auch nicht angehen, dass du jetzt den Kopf für etwas hinhalten musst, das dir gar nicht anzulasten ist. Wir brauchen Leute wie dich, die die Schule voranbringen. Und ausserdem: Wer würde sich noch getrauen, deine Nachfolge anzutreten, wenn wir dich jetzt fallen ließen?»

«Nun, das wäre wohl tatsächlich etwas ungeschickt und letzten Endes kontraproduktiv für die Zukunft unserer Schule. Aber was schwebt dir denn konkret vor?»

Ausgezeichneter Service und günstige Prämien für LCH-Mitglieder



Jetzt Prämie
berechnen
und Offerte
einholen!

**Exklusiv versicherbare
Zusatzleistungen in der
Haushaltversicherung:**

- Rechtsschutz für Strafverfahren wegen Nichterfüllung der Aufsichtspflicht
- Schulreise Assistance

<https://partner.zurich.ch/lch>

0848 807 804

Mo – Fr von 8.00 – 17.30 Uhr

Exklusive Telefonnummer für LCH-Mitglieder

L CH
DACHVERBAND
LEHRERINNEN
UND LEHRER
SCHWEIZ

Z
ZURICH[®]

«Ich habe die Sache dann auch noch mit Elsbeth besprochen. Sie ist genauso der Meinung, dass du dir herausragende Verdienste um die Schulentwicklung in diesem Kanton erworben hast. Und es ist ihr ein Anliegen, dass deine Pionierarbeit weitergeführt werden kann.»

«In welchem Sinne?»

«Elsbeth plant, in der Bildungsdirektion eine neue Stelle zu schaffen. Einen Leiter Schulentwicklung, der die Schulentwicklung im ganzen Kanton steuert und koordiniert.»

«Ernsthhaft?»

«Ja. Und bei der Besetzung dieser neuen Stelle denkt sie ganz explizit an dich.»

«Das sind ja ... Das sind ja unglaubliche Neuigkeiten! Und auf welches Datum hin beabsichtigt sie diese Stelle zu schaffen?»

«Auf Beginn des neuen Schuljahres, also per 1. August 2015.»

«Das ist ja in nur gerade zwei Monaten! Da müsste jetzt aber alles sehr schnell gehen.»

«Der Gesamtregierungsrat entscheidet am nächsten Dienstag, ob die Stelle bewilligt wird. Soviel ich mitbekommen habe, sollte das nicht mehr als eine Formsache sein.»

«Das würde natürlich wirklich einige Probleme auf einen Schlag lösen.»

«Einerseits das, aber andererseits bin ich persönlich davon überzeugt, dass es für den Kanton ein Riesengewinn wäre, wenn du diese Stelle besetzen würdest.»

Angesichts meiner gegenwärtigen Verfassung fiel es mir zwar schwer, das zu glauben, aber ich behielt diesen Gedanken für mich.

«Nun ja», entgegnete ich schliesslich, «vorstellen kann ich mir das schon, und reizen würde es mich auch. Und dass sich andere Schulen auch einmal ein wenig innovativer zeigen sollten, ist ja eine Tatsache. Insofern, ja, ich denke, es macht wohl wirklich Sinn, wenn ich mich auf diese Stelle hin bewerbe.»

«Grossartig! Ich bin mir sicher, dass sich auch Elsbeth darüber freuen wird!»

Zuhause besprach ich die Angelegenheit mit Jasmin. Auch sie war sofort überzeugt davon, dass dies die beste Lösung wäre.

Wie von Julia angekündigt, wurde die Stellenausschreibung unmittelbar nach der nächsten Regierungsratssitzung online publiziert. Die Bewerbungsfrist war sehr kurz gehalten, und das Stellenprofil war ganz offensichtlich auf mich zugeschnitten. Erfahrung mit schulischen Reformen einerseits und Vertrautheit mit den kantonalen Verhältnissen andererseits, dazu Führungserfahrung – wer ausser mir kam da sonst noch in Frage?

Ich schickte meine Bewerbungsunterlagen ab, und nur eine Woche später teilte mir Frau Flückiger persönlich mit, dass die Wahl des Regierungsrates einstimmig auf mich gefallen sei.

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

Alle bisher erschienenen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvb.ch/de/Aktuell//Magazine/Serien.php>

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Neunter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Mein Empfang in der Bildungsdirektion war ausgesprochen herzlich. Frau Flückiger begrüsste mich persönlich, führte mich durch die Büros ihres Kaders, dem Generalsekretär und den Leiterinnen und Leitern der Ämter für Volks- und Mittelschulen sowie der Abteilung Sonderpädagogik und Berufsbildung. Hierarchisch war ich den Abteilungsleitenden gleichgestellt. Von meinem Büro aus hatte ich einen herrlichen Blick auf die nahe Aare und über die Altstadt hinweg.

Zu meiner Unterstützung konnte ich auf eine persönliche Sekretärin sowie zwei wissenschaftliche Mitarbeitende zurückgreifen. Zwar gelte es auch in diesem Kanton zu sparen, meinte Frau Flückiger, doch die Schulentwicklung müsse konsequent weiter vorangetrieben werden, das sei völlig unbestritten. Und sie vertraute mir an, dass der Personalbestand in den Ämtern dadurch tief gehalten werde, dass man vermehrt Schulleiterinnen und Schulleiter im Mandatsverhältnis anstelle. Diese erschienen dann nicht in den offiziellen Statistiken, womit man sich lästige Anwürfe aus Politik und Presse erspare.

Ich hatte mir in den Sommerferien einige Gedanken darüber gemacht, wie ich meine neue Aufgabe, nämlich die kantonsweite Förderung innovativer Schulmodelle wie dasjenige der Motivationswelten an der Sek Sulzwil, würde umsetzen können. Angesichts der doch nicht unerheblichen Widerstände, die an der Sek Sulzwil im Zuge der Einführung der Motivationswelten aufgetreten waren, ange-sichts auch der negativen Presse, die das Projekt zeitweise zu gewärtigen hatte, musste ich Wege finden, den Transformationsprozess der Schulen besser und vorausschauender zu gestalten, als er bei uns selbst abgelaufen war.

Sehr hilfreich war mir dabei ausgerechnet ein Beitrag in der Vereinszeitschrift des kantonalen Lehrerinnen- und Lehrerverbands zum Thema «Change Management» gewesen. Zwar hatte die Absicht hinter dem Artikel gerade darin bestanden, die Verbandsmitglieder dafür zu sensibilisieren, wie man ganze Kollegien dazu bringen kann, schlussendlich zu Reformvorhaben ja zu sagen, die sie eigentlich überhaupt nicht wollen, doch nach mehrmaligem Lesen hatte ich realisiert, dass die dort beschriebenen Manipulationstechniken selbst dann ihre Wirkung erzielen würden, wenn sich ein Teil der betroffenen Lehrerinnen und Lehrer eigentlich bewusst war, was da mit ihnen gespielt wurde. Auf der Basis dieses Artikels hatte ich mich weiter in die relevante Literatur zum Thema «Change Management» eingeleSEN und war daher an meinem ersten offiziellen Arbeitstag als Abteilungsleiter Schulentwicklung bestens auf meine Aufgabe vorbereitet.

Um 10 Uhr war unsere erste Sitzung eingeplant. Als ich im Sitzungszimmer eintraf, war das erwähnte Heft des Lehrerverbands das grosse Thema. Torsten Galliker, der Generalsekretär, enervierte sich sichtlich darüber, dass der Lehrerverband alles zu blockieren trachte, was irgendwie nach Fortschritt aussiehe, und Viktor Ammann, der Leiter des Amts für Volksschulen, fragte Frau Flückiger direkt an, ob sie nicht einen Weg finde, für die Geschäftsleitung des Lehrerverbands eine eigene Schule auf dem Ballenberg zu eröffnen.

Nachdem der kollektiven Psychohygiene durch die Zurschaustellung der Wut und Verachtung für das gemeinsame Feindbild Genüge getan war, ergriff Frau Flückiger das Wort: «Liebe Mitarbeitende, ich freue mich heute Morgen ganz besonders, Felix Walldorf als Leiter unserer neu geschaffenen Abteilung «Schulentwicklung» begrüssen zu dürfen. Ihn hier vorzustellen, wäre mehr als müsig, schliesslich leuchtet sein Projekt «Limowelten» wie ein heller Stern am Firmament der kantonalen Bildungswelt. Dieser Stern soll nun in unserer Direktion leuchten und ausstrahlen auf alle Schulen des Kantons, damit überall das Feuer der Innovation entfacht werden kann, das für den Fortbestand und die Weiterentwicklung unserer guten Schule so unabdingbar ist.

Unser Bildungssystem hat in den letzten Jahrzehnten den Weg in die Moderne erfolgreich von einem bedeutenden Meilenstein zum nächsten abgeschritten: Mit der Eröffnung der Pädagogischen Hochschulen wurde die Lehrerinnen- und Lehrerbildung auf ein akademisches Niveau gehoben und erfüllt nun erstmals den Anspruch der Wissenschaftlichkeit. HarmoS gibt uns die Mittel in die Hand, Schule aus einer ökonomischen Perspektive, der Sicht der Outputorientierung zu betrachten und zu steuern. Obwohl staatliche Schulen keine Unternehmen darstellen, sind sie dennoch Betriebe, die nach betriebswirtschaftlichen Grundsätzen zu führen sind. Und einer der zentralsten betriebswirtschaftlichen Grundsätze lautet nun einmal, dass auf Dauer nur Erfolg haben kann, wer sich durch Innovation immer wieder auf neue Situationen einstellen und diese meistern kann. Eine innovative Schulentwicklung gehört daher zu meinen Kernzielen, und mit Felix verfügen wir ab sofort in unserer Direktion über einen Mann aus der Praxis, der weiß, wie man eine solche Schulentwicklung voranbringt. Gerne gebe ich dir das Wort!»

Ich bedankte mich und wandte mich nun meinerseits an die Anwesenden: «Die wichtigste Voraussetzung, um die von Frau Regierungsrätin Flückiger geforderte Innovation an den Schulen voranzubringen, haben wir mit der Einfüh-

rung der teilautonomen Schulen bereits geschaffen. Nur Schulen, welche den Transformationsprozess als von sich aus gewollt wahrnehmen, werden diesen auch umsetzen können.»

«Nur passiert das nie», entgegnete Viktor Ammann. «Meine langjährige Erfahrung als Schulleiter sagt mir: Entweder du ziehst es selbst durch oder die Schule bleibt genau dort stehen, wo sie immer schon war.»

«Und was von all dem, was du *durchgezogen* hast, hat dann langfristig überlebt?», fragte ich zurück, und fuhr, noch währenddem er um eine Antwort rang, fort: «Natürlich hat Viktor absolut recht, was die Häufigkeit anbelangt, mit der eine Schule ganz von selbst den Drang verspürt, sich tiefgreifend zu reformieren. Das kommt tatsächlich nur in den allerwenigsten Fällen vor. Interessant ist aber, was jeweils der Auslöser dafür ist.»

Ich hielt kurz inne und vergewisserte mich der Aufmerksamkeit der Zuhörenden.

«Es gibt zwei Hauptauslöser», erklärte ich dann. «Der eine ist der Leidensdruck. Wenn eine Schule merkt, dass sie die Probleme, mit denen sie konfrontiert ist, nicht mehr zu bewältigen vermag; dass die Schule zusammenbricht, geschlossen wird oder sonst etwas sehr Schmerhaftes passiert, wenn man nicht rasch etwas Grundlegendes ändert – *dann* kommen Veränderungsprozesse auf einmal in Gang. Der andere Auslöser sind positive Beispiele von aussen, die den Ehrgeiz anstacheln. Wenn die Lehrpersonen sehen, dass Kolleginnen und Kollegen an einer anderen Schule mit einer neuen Methode Erfolg haben, dann werden die Lehrer neidisch, dann wollen sie es auch so machen. Wer will schon nachgewiesenermassen schlechter sein als andere?»

«Gut», meinte Torsten Galliker, «aber wir wollen, dass ein ganzer Kanton umgestaltet wird, nicht nur da und dort eine einzelne Schule. Weder besteht ein kollektiver Leidensdruck unter den Lehrkräften, noch existiert eine derartige Fülle von Vorbildschulen. Gerade in unserem Kanton hat Sulzwil leider – und ich betone: leider – auch Kritiker, natürlich insbesondere wegen der unglücklichen Geschichte mit dem Enthauptungsvideo.»

«Und genau hier müssen wir ansetzen!», fuhr ich unbeirrt fort. «Wir wissen, welche Situationen einen Wandel hervorrufen. Und wir wissen, dass diese Situationen viel zu selten auftauchen. Also müssen wir dafür sorgen, dass solche Situationen häufiger werden, und dass jede Schule davon erfasst wird!»

Norbert Schaffner, der Leiter des Amts für Mittelschulen, sah mich leicht ungläubig an. «Du meinst, wir sollen Leidensdruck und positive Beispiele ... ja wie soll man das jetzt nennen? ... *inszenieren*?»

«Inszenieren ist exakt das Wort, das in der Fachliteratur über Change Management dafür verwendet wird. Genau darum geht es! Erlaubt mir, dass ich euch meinen Plan im Detail vorstelle.»

Ich startete die Präsentation, die ich vorbereitet hatte.

«*Schritt 1: Demontage des bestehenden Schulsystems.* Wir müssen öffentlichkeitswirksam darstellen, wie schlecht die bisherigen Lernleistungen der Schülerinnen und Schüler in unserem Kanton sind. Das lässt sich mit entsprechend konzipierten Tests relativ leicht bewerkstelligen. Etwas schwieriger ist es, dafür zu sorgen, dass dieselben Tests an Schulen, die bereits Reformen in unserem Sinn durchgeführt haben, signifikant bessere Ergebnisse hervorbringen. Aber auch das bekommen wir hin.»

«*Schritt 2: Erhöhung des Leidensdrucks.* Wir müssen dafür sorgen, dass sich insbesondere diejenigen Lehrerinnen und Lehrer, die sich bis anhin erfolgreich gegen verschiedene Reformen gewehrt haben, an ihren Schulen nicht mehr wohlfühlen. Da setzt man am einfachsten bei den Pensen an. Wenn jemand jahrelang nur noch die schwierigsten Klassen zugeteilt erhält und die unter den Schülern unbeliebtesten Fächer unterrichten muss, bricht er entweder zusammen oder sucht sich von sich aus etwas anderes. Wichtig ist es aber auch, den Druck auf jene zu erhöhen, die mehr aus Bequemlichkeit denn aus innerer Überzeugung gegen Reformen sind. Die muss man aus ihrer Komfortzone herausholen, damit sie merken, dass es so nicht weitergehen kann.»

«*Schritt 3: Vorführen positiver Beispiele.* Ich habe noch keine Modellschule erlebt, die nicht dazu in der Lage gewesen wäre, sich selbst so zu inszenieren, dass nicht alle, die sie besucht haben, irgendwelche Aspekte gefunden hätten, die ihnen in positiver Erinnerung bleiben. Unseren Schulleitungen müssen wir daher sagen: «Schickt die Leute los, um andere Schulen zu besuchen, und lasst sie von ihren positiven, aber *nur* von ihren positiven Beobachtungen berichten. Erteilt ihnen dann den Auftrag, irgend etwas davon selbst umzusetzen. Dann seid ihr auf dem richtigen Weg.»

«*Schritt 4: Aufbau eines Kernteams.* In aller Regel finden sich nach Schritt 3 genügend Freiwillige, um ein Kernteam auf-

zubauen, welches bereit ist, einen Veränderungsprozess anzustossen. Gelingt dies nicht von selbst, muss man einige Lehrkräfte dazu motivieren, wobei die Kombination aus Anreiz und Druck praktisch immer erfolgreich ist. Sobald das Kernteam steht, muss es mit allen Mitteln gefördert werden. Das heisst, die Schulleitung muss diesem Team alle bürokratischen Hindernisse aus dem Weg räumen, sie muss ihm grosszügig Ressourcen für sein Projekt bewilligen, es für Weiterbildungen freistellen und ihm die nötigen Entscheidungsbefugnisse übertragen. Gegenüber dem restlichen Kollegium muss stets betont werden, dass dies das Projekt dieses Teams sei und dass die Schulleitung das Team zwar wohlwollend begleite, aber keineswegs in eine bestimmte Richtung steuern wolle. Dennoch muss das Kollegium spüren, dass die Pioniere des Wandels in der schulinternen Hierarchie aufgestiegen sind. Die Mitglieder des Kernteams werden zuerst berücksichtigt, wenn es um Festanstellungen geht, sie dürfen sich Fächer und Klassen aussuchen und ihre Stundenplanwünsche werden wenn immer möglich erfüllt. Sie erhalten die schönsten Zimmer und werden ermuntert, ihr Projekt vor den Eltern, auf der Schulhomepage und bei Besuchen anderer Schulen vorzustellen. Ganz wichtig ist es ausserdem, die Erfolge dieses Kernteams von Anfang an herauszustreichen. Nichts ist hierbei so wertvoll wie positive Aussagen von Schülerinnen und Schülern und deren Eltern, sodass alles daran gesetzt werden muss, solche zu erhalten.

Schritt 5: Sicherung der schweigenden Mehrheit. Zu diesem Zeitpunkt wird eine Mehrheit des Kollegiums dem Projekt noch immer indifferent gegenüberstehen. Die Gefahr ist gross, dass die reaktionären Teile des Kollegiums in der nun folgenden Phase die Stimmung vergiften. Der schweigenden Mehrheit muss daher zu verstehen gegeben werden, dass sie sich entweder auf konstruktive Art *für* oder auf destruktive Art *gegen* die Arbeit ihrer Kolleginnen und Kollegen aus der Kerngruppe entscheiden kann und dass sie sich zu diesem Entscheid öffentlich bekennen muss. Das öffentliche Bekenntnis ist der Schlüssel zum Erfolg dieser Methode. Keinesfalls darf dem Kollegium die Möglichkeit gegeben werden, eine geheime Abstimmung über das Projekt durchzuführen! Eine bewährte Möglichkeit, diesen wichtigen Schritt erfolgreich zu bewältigen, besteht darin, die Mitglieder des Kollegiums aufzufordern, sich entlang einer Skala, sagen wir von 0 bis 10, dort hinzustellen, wo es ihrem Commitment hinsichtlich der Arbeit des Kernteams entspricht. Damit entlockt man nicht nur der schweigenden Mehrheit eine Zustimmung, welche sie kaum jemals wieder zurücknehmen kann, man erfährt gleichzeitig auch, welche Elemente im Kollegium das Projekt ernsthaft bedrohen.

Schritt 6: Umgang mit Opposition. Der Umgang mit Widerstand ist immer delikat. Gelingt es, einen Widerständler davon zu überzeugen, sich selbst im Kernteam zu engagieren und das Projekt in eine Richtung weiterzutreiben, in der es auch für ihn stimmt, kann aus einem Saulus ein wertvoller Paulus werden, der durchaus in der Lage ist, auch andere Widerständler zu bekehren. Eine Garantie gibt es dafür aber nicht. Hin und wieder genügt es gerade bei älteren Widerständlern, einen Ort zu finden, an dem man sie sozusagen «parkieren» kann, sodass sie ihren persönlichen Frieden behalten und mit den zukunftsgerichteten Umwälzungen nicht mehr aktiv zu tun haben müssen. Gelingt aber auch dies nicht oder betreiben die «Parkierten» aus ihrem Refugium heraus weiterhin Obstruktion, kann es durchaus sein, dass die Beendigung der Anstellung den einzigen möglichen Weg darstellt, mit Widerständlern fertig zu werden. Das ist – bedenkt man den Schaden, den ein einziger Querulant auf Dauer bei der Umsetzung eines Change-Prozesses anrichten kann – manchmal einfach die einzige sinnvolle Lösung.»

Damit war ich am Ende meiner Ausführungen angelangt und wartete auf allfällige Fragen.

«Das Wichtigste», bemerkte Viktor Ammann, «ist nun, dass wir den Schulleitungen gegenüber ganz klar kommunizieren, was sie zu tun haben. Ich kenne ja viele meiner ehemaligen Kollegen, und da sind halt auch einige Exemplare darunter, die keine Ahnung davon haben, wie man ein Kollegium führt.»

«Ich muss allerdings sagen», wandte Norbert Schaffner ein, «dass ein derart manipulatives Vorgehen bei uns von den Schulleitungen wohl nicht goutiert würde.»

Viktor verdrehte ob dieser Aussage die Augen.

«Es ist ja nicht so», versuchte ich zu vermitteln, «dass wir solche Prozesse einfach aus Jux und Tollerei anstoßen. Aber wenn wir die Qualität an unseren Schulen erhöhen oder nur schon halten wollen, dann kommen wir schlichtweg nicht darum herum. *Change is not nice to have, it's a must.* Und nach allem, was uns die Managementtheorie sagt, ist das von mir Beschriebene der einzige Weg, den Wandel erfolgreich zu gestalten.»

Dagegen wusste niemand etwas einzuwenden.

«Ich halte fest», resümierte Frau Flückiger schliesslich, «wir werden die Volksschulleitungen instruieren, wie sie an ihren Schulen Change Management-Prozesse in Gang setzen

und erfolgreich durchführen können. Felix, ich erteile dir den Auftrag, ein entsprechendes Weiterbildungsprogramm für die Schulleitungen zu konzipieren. Ist das im Sinne aller Anwesenden?»

Die Körpersprache in der Runde liess auf mehrheitliche Zustimmung schliessen.

Es wurde Zeit für mich, meine beiden wissenschaftlichen Mitarbeitenden, an deren Auswahlverfahren ich nicht beteiligt gewesen war, zu einem ersten Gespräch zu empfangen. Ich fragte beide danach, wie ihr bisheriger beruflicher Weg verlaufen sei.

Sara Wanner, 31 Jahre alt, hatte lustigerweise selbst in Sulzwil die Sekundarschule besucht, dabei allerdings keinen Unterricht bei mir gehabt. Sie hatte zuerst Psychologie studiert, war nach dem Bachelor auf Erziehungswissenschaften umgestiegen und hatte ihr Studium mit einer Masterarbeit über die Integration autistischer Kinder in Regelklassen abgeschlossen. Über eigene Unterrichtserfahrungen verfügte sie nicht. Als alleinerziehende Mutter einer zweijährigen Tochter arbeitete sie jeweils nur am Vormittag.

Maurice Rameau, ein 37 Jahre alter Romand, der ausgezeichnet Deutsch sprach, hatte in Genf und Berlin Germanistik und Geschichte studiert und einige Jahre als Journalist für die «Tribune de Genève» gearbeitet. Als er im Zuge der Übernahme der Zeitung durch die Tamedia seine Stelle verlor, entschied er sich für ein Zweitstudium als Lehrer für Französisch, Deutsch und Geschichte. Nach einigen kürzeren Teilzeitanstellungen an verschiedenen Schulen und Schulstufen hatte er sich bei unserer Bildungsdirektion als wissenschaftlicher Mitarbeiter beworben und arbeitete nun schon seit drei Jahren hier. Maurice war verheiratet und Vater zweier Kinder. Seine Familie wohnte in der Nähe von Fribourg, sodass er täglich zweimal rund 90 Minuten als Pendler unterwegs war.

Ich erzählte den beiden von den erfolgreichen Reformen, die ich in Sulzwil angestossen hatte und dass der regierungsrätliche Auftrag an uns nun darin bestehe, die Modernisierung unseres Schulwesens im ganzen Kanton voranzutreiben. Als erstes beauftragte ich die zwei damit, sämtliche Rektorinnen und Rektoren der Volksschulen im Kanton im Dezember zu einer zweitägigen Klausurtagung einzuladen und ein geeignetes Seminarhotel zu buchen.

Mein Plan sah zweierlei vor: Einerseits sollten die Rektorinnen und Rektoren davon überzeugt werden, dass sie, und

dies im Gegensatz zu den Lehrpersonen an ihren Schulen, die wahren Autoritäten in pädagogischen Fragen seien. Als hilfreich dafür erachtete ich es, dafür zu sorgen, dass sie an der Klausurtagung, die mir als Startschuss zu ihrer Weiterbildung im Change Management diente, einem regelrechten Feuerwerk an geballter Rhetorik der wortgewaltigsten Reformpromotoren ausgesetzt würden. Andererseits sollte ihnen das Gefühl vermittelt werden, wie unendlich viel höher die Wertschätzung der Direktion ihnen gegenüber im Vergleich zu jener Wertschätzung war, die man in der Direktion für die Lehrerinnen und Lehrer hegte. Dies beabsichtigte ich dadurch zu unterstreichen, dass ich dafür besorgt sein würde, sie an dieser Klausurtagung nach Strich und Faden zu verwöhnen. Wenn ich ihnen dann noch medienwirksam zur Schau gestellten Ruhm für den Fall in Aussicht stellen würde, dass sie ihre Schule erfolgreich reformieren, würden sie – davon war ich fest überzeugt – das Change Management ohne jegliche moralische Bedenken genau so umsetzen, wie es zum einen die Theorie und zum anderen auch Frau Flückiger forderten.

Den Nachmittag verbrachte ich mit der detaillierten Planung der besagten Weiterbildung, insbesondere mit der Suche nach geeigneten Referenten. Sehr hilfreich waren mir dabei meine Kontakte zur kantonalen Fachhochschule, an der es auch eine Professur für Change Management gab.

Um 17 Uhr war dann noch ein Begrüssungsapéro für mich vorgesehen, und ich begab mich pünktlich ins grosse Sitzungszimmer. Nebst dem Personal der Bildungsdirektion waren auch diverse Schulleitungsmitglieder anwesend, was mich anfangs überraschte. Es klärte sich allerdings bald auf, dass diese nicht extra wegen des Apéros gekommen waren, sondern zu denjenigen zählten, die neben ihrer eigentlichen Schulleitungsfunktion noch in einem Mandatsverhältnis für die Direktion tätig waren.

Unter den Anwesenden herrschte ein inniger, ja geradezu liebenvoller Umgang. Wer immer eintrat, wurde mit Ausrufen der Verzückung begrüsst, so als hätte man sich jahrelang nicht gesehen. Es folgten herzliche Umarmungen, Küsschen hier, Küsschen da, und als Viktor einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin vor versammelter Belegschaft den Nacken massierte, weil diese über Verspannungen geklagt hatte, war ich offensichtlich der Einzige, der dies mit einem Anflug von Irritation registrierte. Auch ich wurde gedrückt und geherzt und fand aus dem Anstoßen und Zuprosten mit vollen Gläsern fast nicht mehr heraus.

Eine Schulleiterin kam auf mich zu und sprach mich sogleich mit Du an. Sie hatte in der Bildungsdirektion das Mandat

zur Einführung der Frühfremdsprachen inne und schwärzte von der neuen Fremdsprachendidaktik. «Wir arbeiten ja jetzt bei uns mit der Classroom Walkthrough-Evaluation, und ich habe erst kürzlich, unmittelbar vor den Ferien, wieder eine Französischstunde in einer 5. Klasse besucht und bin total begeistert. Die Kinder lachen, singen und reden, das ist einfach kein Vergleich mit früher! Und jetzt, wo wir dich als Leiter Schulentwicklung in der Direktion haben, bin ich sicher, dass es auch an den Sekundarschulen so weitergehen wird.»

Ich lächelte freundlich. «Das ist jetzt endlich ein natürliches, ein organisches Sprachenlernen, so wie wir alle einst unsere Muttersprache gelernt haben», fuhr sie fort. «Die Kinder haben überhaupt keine Angst davor, Fehler zu machen, die reden einfach drauflos!»

«Ja», entgegnete ich, «das ist auch immer unser Credo in den Limowelten gewesen: Die Kinder wissen selbst am besten, was wichtig für sie ist. Unsere Aufgabe besteht nur darin, ihnen zu ermöglichen, sich dieses Wissen eigenständig anzueignen.»

«Weisst du, was mir neulich ein Sprachlehrer, so ein überheblicher Klugscheisser von der Sek, gesagt hat? Das könnte mit drei Wochenlektionen doch gar nicht funktionieren! Und die Texte seien zu schwierig und entstammten nicht im Geringsten der Lebenswelt der Kinder. Aber wenn die Kleinkinder sprechen lernen, dann hören sie ja auch den Erwachsenen zu und lernen, was diese untereinander reden. Das sind ja auch authentische Texte, die nicht extra für Kinderohren vereinfacht werden. Und trotzdem lernen doch alle ihre Muttersprache, auch die, die wir später als dumm abqualifizieren und mit spezieller Förderung aufzupäppeln versuchen. Das ist alles nur, weil das Lernen so organisiert wird, dass die Kinder keine Freude daran haben.»

Ich konnte ihrer Argumentation teilweise nicht ganz folgen, wollte aber höflich bleiben und sagte: «Ich weiss. So wie die Lehrer bis heute unterrichtet haben, kann Unterricht gar nicht erfolgreich sein. Aber ich verspreche dir: Wir stehen vor der grössten Revolution, die das Bildungswesen seit der Einführung der obligatorischen Schule erlebt hat! Frau Flückiger hat mich beauftragt, diese Revolution in diesem Kanton rigoros durchzusetzen. Und das werde ich tun!»

«Der erste Schritt dabei ist ...», wollte ich noch ansetzen, doch in diesem Moment betrat Zacharias Vögeli, Leiter der Lehrmittelkommission das Sitzungszimmer, und meine Gesprächspartnerin liess mich zu seinen Gunsten stehen, noch bevor ich sie nach ihrem Namen hätte fragen können.

Der für den Apéro bereitgestellte Weisswein war keineswegs knapp bemessen, und bald schon stellte ich fest, dass der bestellten Menge wohl ein Erfahrungswert zugrunde liegen musste, der mich für einen Apéro an einem Montag doch ein wenig überraschte. Torsten, der seiner Ausdüstung nach zu schliessen eifrig daran beteiligt gewesen sein musste, dass sich dieser Erfahrungswert auf einem so hohen Niveau hatte einpendeln können, kam zu mir herüber, stiess mit mir an, und gratulierte mir überschwänglich zu meiner Präsentation während der morgendlichen Sitzung.

«Schon seit zwei Jahren habe ich immer wieder einen zentralen Leiter für Schulentwicklung gefordert, und willst du auch wissen, warum?»

«Schulentwicklung ist der einzige Weg, die Qualität eines Bildungssystems zu erhalten und zu steigern», erklärte ich pflichtbewusst.

«Quatsch! Also nicht Quatsch, aber nicht so, wie du dir das jetzt denkst. Die Qualität unserer Bildung ist zuallererst einmal die von aussen wahrgenommene Qualität der Bildung, verstehst du? Etwas anderes kannst du ja gar nicht messen. Das heisst, jetzt sag ich's falsch, wir messen in Tests natürlich nicht, wie die Qualität unserer Bildung von aussen wahrgenommen wird. Das heisst, das messen wir schon auch, aber nicht *wir*, das messen die Meinungsforscher. Nein, aber was ich sagen will: Die Tests, die wir über das Bildungssystem machen, die haben in Tat und Wahrheit nicht den geringsten Aussagewert darüber, wie gut unsere Bildung wirklich ist. Aber was für die Öffentlichkeit die Qualität unserer Bildung ausmacht, das ist, was wir in Bildung *investieren*. Nicht in schulische Infrastruktur und Lehrerlöhne, das interessiert keine Sau. Aber in *Prestigeobjekte*. Fachhochschulen zum Beispiel. Und natürlich insbesondere die Pädagogischen Hochschulen. Wenn wir in die investieren, dann denken die Leute: Wow, *die* machen was für die Bildung! Und das gilt auch international: Da kannst du mit einem Lehrerseminar einfach einpacken. Lachen sie dich aus. Haha! Lehrerseminar.»

Er nahm sich noch ein Glas Riesling und genehmigte sich einen grossen Schluck. «Na und dann haben wir eben diese ganzen Fachhochschulen inklusive der Pädagogischen Hochschulen gebaut. Haben Professoren geholt, meist aus Deutschland, weil unsere Seminarfuzzis hast du ja für so etwas nicht brauchen können, die haben ja nicht geforscht und publiziert schon gar nicht, ja und – wo war ich? – ja, wir haben die dann geholt und angestellt und jetzt müssen die natürlich auch beschäftigt werden. Stell dir mal vor, man holt die, und dann bekommen die den Auftrag, den

ganzen Tag einfach nur rumzusitzen. Geht doch nicht. Das heisst, nein, wir haben denen ja eigentlich gar keine Aufträge gegeben, aber das mussten wir auch gar nicht, weil das haben die ganz von selbst gemacht! Logisch, die müssen ja irgendwie rechtfertigen, dass sie da sind, und übrigens in Lohnklassen, hui, da haut es dich aus den Socken! Also, die sind da und haben versucht, herauszufinden, wozu. Und dann haben sie angefangen, die Schule zu reformieren, und jetzt wollen sie natürlich auch die Schule vermessen, weil nur so können sie sich sicher sein, dass sie immer etwas finden werden, was man dann wieder reformieren kann. Und alle stecken sie damit in die Tasche! Die Linken, weil die sowieso jederzeit für mehr Bildungsausgaben und alle Arten von Bildungsreformen sind. Und die Rechten, weil die glauben, jetzt werde die Bildungsqualität in diesen geschützten Werkstätten namens Schulen endlich mal gemessen und die Bildung outputorientiert gesteuert. Aber weisst du», raunte er, «welcher Output das Bildungswesen wirklich steuert?»

«Ich bin ganz Ohr!»

«Publikationslisten!» Er lachte laut heraus. «Publikationslisten! Das ist der Output dieser akademischen Bildung.»

Ich war entsetzt. «Aber wenn du derart zynisch über unser Bildungssystem denkst, wie hältst du es denn dann noch als Generalsekretär hier aus?»

«Ja merkst du denn nicht, wie auch wir von diesem System profitieren? Je mehr die forschen und publizieren, desto mehr Arbeit gibt es für uns, desto mehr müssen wir umsetzen und aufgleisen, und das schafft Wachstum, auch hier in der Direktion. Und Wachstum ist der Motor der Wirtschaft, das gilt auch für die Verwaltung.»

Ich dachte lange über diesen letzten Satz nach und fragte mich, ob wohl der Riesling, von dem ich allerdings kein ganzes Glas getrunken hatte, daran schuld sein könnte, dass die darin möglicherweise verborgene Logik sich mir nicht erschliessen wollte. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, dass es Zeit wurde, mich zu verabschieden. Auch das war zwar nicht ohne einen Marathon von Küsschen und Umarmungen zu bewerkstelligen, aber schliesslich konnte ich mich doch loseisen. Ich setzte mich ins Auto, hoffte, dass mein Erinnerungsvermögen meinen Alkoholkonsum be treffend vollständig war und fuhr nach Hause.

Im Radio sang Tom Jones «Mama told me not to come».

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

Alle bisher erschienenen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvb.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Zehnter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Die beiden Wochen zwischen meinem Stellenantritt und dem Beginn des neuen Schuljahrs verliefen sehr ruhig. Das lag einerseits an der brütenden Hitze, die sich in diesen Augustwochen über das Land legte und praktisch jede Aktivität zur Qual werden liess, aber auch daran, dass Sara und Maurice mir bei der weiteren Organisation der bevorstehenden Klausurtagung viel Arbeit abnahmen. So konnten sie eine Reihe bekannter Reformpädagogen für den Anlass gewinnen, darunter zu meiner grossen Freude auch Siegmund Schäfer, den ich damals in Sulzwil aufgrund seiner Honora-Ransätze noch nicht hatte persönlich einladen können.

Lediglich mit dem Seminarhotel, das Maurice vorgeschlagen hatte, war ich nicht zufrieden, es war mir für die Art des Anlasses viel zu bieder. Ich machte Sara und Maurice noch einmal klar, wie wichtig es sei, dass unsere Rektorinnen und Rektoren auch nach dem offiziellen Teil auf ihre Kosten kämen, und schickte sie erneut auf die Suche nach einer Lokalität, welche auch diesen Ansprüchen gerecht werden würde.

Bei mir zuhause war ebenfalls wenig los. Samuel hatten wir auf Anraten der Schulpsychologin hin in ein Sportlager geschickt, in dem jegliche elektronischen Geräte verboten waren, und wir hofften, dass ihm die körperliche Betätigung und die Gesellschaft anderer Jugendlicher gut tun würden. Jasmin hatte sich kurzfristig entschieden, angesichts der schier unerträglichen Hitze zusammen mit Benjamin in die Ferienwohnung ihrer Eltern im Lötschental zu fahren, wo es wenigstens nachts einigermassen abkühlte, und so war ich der Einzige, der das Haus hütete.

Als am letzten Feriensamstag alle wieder zurückkehrten, war die Wiedersehensfreude tatsächlich gross, selbst bei Samuel. Das Lager war offenbar ziemlich anstrengend gewesen, und so war er froh, wieder zuhause zu sein. Trotzdem äusserte er sich überraschend positiv darüber, ja er schien überhaupt recht guter Dinge zu sein. Das blieb auch so, nachdem die Schule wieder angefangen hatte.

Am Ende der ersten Schulwoche frage ich ihn, was er denn jetzt in der Schule gerade mache. Er beschäftigte sich mit Computersicherheit, und zwar mit der Computersicherheit an der Sekundarschule Sulzwil.

«Du machst aber da nichts illegales, oder? Ich möchte nicht, dass es schon wieder Ärger gibt!»

«Nein, ich habe die offizielle Erlaubnis! Herr Hug betreut mich dabei, und Herr Müller hat offiziell zugestimmt, dass ich das darf. Er hat sogar gesagt, dass er es absolut spannend fände, wenn es mir gelänge, das System zu knacken.»

«Und da darfst du alles machen?»

«Alles, ausser Daten manipulieren oder löschen. Und ich darf keine Gewalt anwenden. Aber sonst gibt es keine Einschränkungen. Das habe ich schriftlich.»

«Na dann wird es wohl gut sein!»

Ich dachte an die missverständliche Vereinbarung zurück, die Samuel mit Timo geschlossen hatte, und hoffte inniglich, Samuel würde nicht erneut einen Skandal provozieren.

«Ich könnte dir ja jetzt Insiderwissen verraten ...», bemerkte ich scherhaft.

«In welche Richtung?», fragte Samuel.

«Naja, eigentlich darf ich dir ja nichts sagen. Aber es gibt Leute an der Sek Sulzwil, die nehmen es mit der Passwort-sicherheit nicht ganz so genau.»

«Klar, die gibt es überall. Zum Beispiel unser Deutschlehrer. Dem sein Passwort ist «Passwort». Das habe ich schon herausgefunden. Und unsere Französischlehrerin verwendet «123456». Aber was mich interessiert, ist natürlich das Administratorpasswort. Kennst du das etwa auch?»

«Offiziell dürfte ich es nicht kennen. Aber ich habe es tatsächlich einmal gesehen ...»

«Tatsächlich? Und weisst du noch, wie es lautet?»

«Schon, aber verraten kann ich es dir jetzt aber wirklich nicht!»

«Wieso? Es ist ja sicher ohnehin längst nicht mehr dasselbe.»

«Wahrscheinlich hast du Recht, aber es sagt etwas Persönliches aus, das nicht für dich bestimmt ist.»

«Was denn?»

«Es ist eine Liebeserklärung ...»

«An wen?»

«Ja eben, das sage ich dir jetzt wirklich nicht!»

«Und wie bist du an das Passwort gekommen?»

«Auch das werde ich dir nicht erzählen. Du willst ja das

Computersystem selbst hacken! Da ist es doch keine Herausforderung mehr, wenn ich dir alles verrate!»

Samuel bohrte noch eine Weile lang nach, aber ich liess mir keine weiteren Informationen mehr entlocken.

Gerne hätte ich Samuel noch gefragt, ob er wisse, wie es mit den Limowelten an der Sek Sulzwil weitergehe und wie denn die Schülerinnen und Schüler dazu stünden. Aber zu diesem Thema blieb nun er seinerseits ausgesprochen einsilbig.

Sehr viel gesprächiger war eine Woche später Toni Müller, der an der Sek Sulzwil meine Nachfolge angetreten hatte und nun neben mir sass, als wir, insgesamt etwa 140 Schulleiterinnen und Schulleiter aus dem ganzen Kanton, mit drei Reisebussen zu der von mir organisierten Klausurtagung im Schwarzwald aufbrachen. Er berichtete enthusiastisch von den Plänen, die Limowelten bald auf das ganze Schulhaus auszudehnen. Auf Jacqueline angesprochen, die vor einer Ausdehnung der Pilotphase immer eine umfassende Evaluation gefordert hatte, antwortete er mir, dass diese selbstverständlich stattfinden werde, es dabei aber nicht um die grundsätzliche Frage «Limowelten ja oder nein?» gehen werde, sondern allenfalls darum, wie sich diese noch optimieren liessen. Die baulichen Massnahmen könnten daher auch jetzt schon geplant werden.

Das Hotel, in dem wir uns nach einigen Stunden Fahrt einfanden, beeindruckte unsere Reisegruppe mit seinem weitläufigen, vorgelagerten englischen Park und seiner klassizistischen Pracht bereits bei der Ankunft. Ein Heer von Bediensteten wartete darauf, die Gäste zu empfangen, ihnen das Gepäck abzunehmen und sie zu ihren Zimmern zu führen. Mein Zimmer lag im ersten Stock, aber selbstverständlich wurde ich mit dem Lift dorthin gebracht. Es erwartete mich eine Suite, welche von ihrer Grösse her eine halbe Schulklassenzimmer hätte beherbergen können. Das Bad verfügte über einen Whirlpool und in die Wände waren sowohl ein Fernseher als auch eine Minibar eingelassen, aus welcher man sich vom Pool aus bedienen konnte.

Ich fühlte mich dermassen behaglich, dass ich mit Vergnügen die gesamte Klausurtagung auf meinem Zimmer hätte verbringen können, zumal einem auf Wunsch sogar die Mahlzeiten auf das Zimmer gebracht wurden. Es war jedoch meine Aufgabe, mich zu Beginn der Klausurtagung mit einer kurzen Rede an die Teilnehmenden zu richten, und so begab ich mich um Viertel nach zehn Uhr zum Plenaarsaal, wo ich um halb elf Uhr die Tagung eröffnen würde.

Auch Siegmund Schäfer, der nach meinen einleitenden Worten die Hauptrede halten sollte, war bereits eingetroffen. Maurice, der den Kontakt zu ihm hergestellt hatte, stellte uns einander vor. Ich war überrascht, wie gut Schäfer über den Schulversuch in Sulzwil Bescheid wusste. Er fand überaus lobende Worte für mein dortiges Wirken und stellte mir in Aussicht, die Sek Sulzwil gerne einmal zu besuchen – unentgeltlich. Auch für eine externe Evaluation stünde er – dann freilich doch gegen Bezahlung – gerne zur Verfügung. Ich war wie vom Donner gerührt und bedankte mich überschwänglich.

«Ich muss Ihnen allerdings etwas gestehen», sagte ich zu ihm, «hätte meine Frau mich nicht auf Ihre Bücher aufmerksam gemacht, wäre es wohl nie zu dieser Reform gekommen.»

«Da sehen Sie, wie die Frauen heimlich das Zepter in der Hand halten!», entgegnete er schmunzelnd.

Offensichtlich fiel der Abschied von ihrem Zimmer auch einigen Schulleitern etwas schwer, denn obwohl es mittlerweile schon zwei Minuten nach halb elf war, waren immer noch etliche Plätze leer. Ich entschied, ein paar Minuten zu warten, musste dann aber doch loslegen, noch bevor die letzten Teilnehmenden eintrafen.

«Verehrte Schulleiterinnen und Schulleiter, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Referentinnen und Referenten. Ich habe die grosse Ehre, Sie heute an unserer Klausurtagung zum Thema «Die Schule der Zukunft» begrüssen zu dürfen. Wie wird die Schule der Zukunft sein, wie überhaupt die Zukunft der Schule? Wie schon Sokrates wusste, ist das Einzige, was wir wissen, dass wir nichts wissen. Wir wissen nicht, welche Herausforderungen in Zukunft auf unsere Kinder und Jugendlichen zukommen werden. Neue Technologien, von denen wir heute noch keine Vorstellung haben, werden unseren Alltag revolutionieren. Und immer schneller werden sie durch wiederum neue Technologien abgelöst werden. Nach der Globalisierung des Kapitals, der Warenströme und der Information werden wir auch eine fortschreitende Globalisierung der Arbeitsmärkte erleben. Die Konkurrenz des Maschinenbaustudenten an der ETH werden zukünftig nicht die 200 weiteren Studierenden an der ETH und der EPFL sein, sondern 20 Millionen Studierende aus Indien, China, Amerika und Europa. Auf diesem globalisierten Arbeitsmarkt wird sich nur behaupten können, wer sich jederzeit auf neue Situationen einstellen kann und die Bedürfnisse der Zeit erkennt. Unsere Schule tut sich weiterhin schwer mit einer Reaktion darauf, dass die Ansprüche, welche die Welt an sie stellt, sich verändert

haben. Effektiv hat sich unser Schulsystem seit den Schriften des Comenius von 1632 kaum geändert. Sie ist statisch und militärisch geblieben. Der Arbeitsmarkt verlangt aber nicht nach totem Wissen über römische Kaiser oder griechische Philosophen, den Dreissigjährigen Krieg oder die Erfindung der Dampfmaschine. Was wir brauchen, sind Menschen, die sich jederzeit neues Wissen aneignen und dann auch verwenden können. Darauf muss sich unsere Schule einstellen. Wir haben in Sulzwil einen bescheidenen Versuch unternommen, eine Vision der Schule der Zukunft zu realisieren. Die grosse Beachtung, die dieser Versuch erfahren hat, hat mich selbst überrascht und bestärkt mich gleichzeitig darin, dass es Zeit ist, unser kantonales Schulsystem grundsätzlich zu modernisieren. Dabei geht es nicht darum, das Modell Sulzwil einfach auf den ganzen Kanton zu übertragen. Wir haben die teilautonomen Schulen geschaffen, damit diese selbst die für sie besten Lösungen finden, um sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen. Das, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist eure vornehmste und wichtigste Aufgabe als Schulleiterinnen und Schulleiter: Eure Schulen zu Schulen der Zukunft zu machen! Nur ihr könnt diese gleichermaßen anspruchsvolle wie unabdingt notwendige innere Reform unseres Schulwesens zum Erfolg führen. Denn ihr, nicht die Lehrerinnen und Lehrer an euren Schulen, habt die Perspektive, aus der sich der Blick auf die Schule als Ganzes erschliesst. Nur ihr habt den pädagogischen und organisatorischen Gesamtblick, der es euch ermöglicht und der euch auch dazu legitimiert, diese Transformation voranzutreiben, wenn nötig auch gegen Widerstände. Darum haben wir euch für heute und morgen in dieses wunderschöne Kur- und Seminarhotel Leopoldshof in Bad Grafenfeld eingeladen: Ihr seid die wertvollsten Mitarbeitenden, die wir an unseren Schulen haben; ohne euch geht gar nichts. Ihr sollt wissen, dass wir eure Arbeit für die Qualität unseres Bildungssystems so hoch einschätzen wie keine andere. Darum tun wir alles, was wir können, um euch darin zu unterstützen und euch unserer Wertschätzung zu versichern. Dass wir unsere Tagung an diesem noblen Ort durchführen, soll durchaus auch ein Zeichen der Anerkennung sein, und wir wollen euch ausdrücklich ermuntern, es euch nach getaner Arbeit heute Abend auch noch gut gehen zu lassen. Zunächst steht jetzt aber die Arbeit im Vordergrund. Unsere Tagung soll euch Inputs geben, wie die Visionen, die die Entwicklung eurer Schulen zukünftig leiten werden, aussehen könnten, und wie ihr eure Kollegien dazu bringen könnt, nicht einen Oppositionskurs gegen euch zu fahren, sondern, ganz im Gegenteil, sogar selber zu den treibenden Kräften der Schulreform zu werden. Sie soll euch Gelegenheit geben, euch untereinander über Veränderungsprozesse an Schulen auszutauschen und Best-Practice-Beispiele von anderen Schulen kennenzulernen. Unser Motto muss sein: Die Reform sichtbar machen! Die Bayermann-Stiftung hat dieses Jahr erstmals einen Preis für die innovativste Schweizer Schule vergeben. Gewonnen hat ihn, wie wir alle wissen, die Zürcher Bezirksschule Guntersberg. Wir setzen alles daran, dass in spätestens fünf Jahren eine Schule aus

unserem Kanton diesen Preis gewinnt! Möge diese Klausurtagung dazu beitragen!»

Nach diesen Worten führte ich den Hauptredner des Tages, Siegmund Schäfer, ein und übergab ihm das Wort. Zu meiner leichten Enttäuschung merkte ich bald, dass Schäfer trotz inhaltlicher Vorgaben, die wir ihm gemacht hatten, praktisch denselben Vortrag noch einmal hielt, den ich bereits in Zürich gehört hatte. Das Publikum wusste davon freilich nichts und spendete am Ende einen lang anhaltenden Applaus. Ich registrierte allerdings auch verschiedene Schulleiterinnen und Schulleiter, die während des Vortrags mehrmals den Kopf schüttelten und machte mir entsprechende Notizen.

Es folgte ein Vortrag über Change Management, in dem es dem vortragenden PH-Dozenten Dr. Reinhard Wetter gelang, die Notwendigkeit manipulativer Tricks auf eine so liebenswerte und humorvolle Art zu präsentieren, dass er die Sympathien der Anwesenden sofort für sich zu gewinnen vermochte. Danach standen eine Kaffeepause und anschliessend diverse Workshops auf dem Programm, und nach dem Zusammentragen der Ergebnisse im Plenum bekamen die Teilnehmenden Zeit, sich für das Abendprogramm frisch zu machen.

Das Abendessen, ein Menu aus sieben Gängen, war von exquisiter Qualität. Entsprechend gut war die Stimmung, doch das wäre sie ohnehin gewesen. Die Überzeugung, wonach jetzt der Moment gekommen sei, um den Alltag einmal gänzlich hinter sich zu lassen, einte die Anwesenden. Regelmässig entlud sich die gute Laune an einem der Tische in einer Salve brüllenden Gelächters, und je länger der Abend dauerte, desto geringer wurden die Ansprüche an die dafür ursächlichen Witze. Auch ich hatte meinen Spass und landete einen Volltreffer, als ich, mit Blick auf einen vorübergehenden Engpass beim Nachschub des Weins bemerkte, dass die Flasche zwar leer sei, es an den Schulen aber etliche Flaschen gebe, die noch lehrer (!) seien.

Als gegen 23 Uhr der letzte Gang verzehrt war, begaben sich etliche der Anwesenden noch in Richtung der Bar, und auch ich wollte als Organisator des Anlasses nicht zurückstehen.

Die Bar, die in ein rötliches Halbdunkel getaucht war, verfügte neben den Barhockern an der Theke über eine Reihe gepolsterter Sitzgruppen. Die meisten dieser Sitzgruppen waren von ein bis zwei jungen und ausgesprochen gepflegten, attraktiven Frauen besetzt. Toni Müller, der diese offenbar auch registriert hatte, schlug vor, dass wir uns doch dazusetzen sollten. Als ich ablehnte, steuerte er alleine auf zwei der jungen Frauen zu.

Ich setzte mich an die Theke, bestellte ein Bier und checkte mein Smartphone auf neue Nachrichten. Jasmin hatte mir ein Foto von Benjamin geschickt und wünschte mir einen

vergnüglichen Aufenthalt. Als ich aufblickte, sass neben mir eine der jungen Frauen, die mir zuvor aufgefallen waren.

«Hallo!», lächelte sie zu mir herüber.

«Hallo», entgegnete ich etwas verdattert. Und weil mir nichts Besseres einfiel, schob ich die Frage nach, ob sie auch aufgrund eines Seminars hier sei.

Sie verneinte mit einem belustigten Gesichtsausdruck.

«Ich dachte nur, Sie gehörten zusammen», sagte ich und deutete mit dem Kopf in Richtung der anderen jungen Frauen.

«Gefallen sie dir?»

«Naja, sie haben sich alle sehr schön herausgeputzt. Da schaut man natürlich gerne hin.»

«Wir kommen immer wieder einmal hierher. Vor allem, wenn wir wissen, dass viele Gäste hier sind.»

«Und dann leisten Sie den Gästen Gesellschaft?»

«Erraten!», sagte sie lächelnd. «Ich heisse übrigens Samira. Und du?»

«Felix.»

«Felix! Das bedeutet «der Glückliche»! Und? Bist du denn glücklich?»

«Zur Zeit? Ja, schon. Der Tag ist gut gelaufen und der Abend auch. Und wie es scheint, habe ich jetzt auch noch eine sehr sympathische Gesprächspartnerin gefunden.»

«Danke für das Kompliment!»

Ausgezeichneter Service und günstige Prämien für LCH-Mitglieder



Jetzt Prämie
berechnen
und Offerte
einholen!

**Exklusiv versicherbare
Zusatzausleistungen in der
Haushaltversicherung:**

- Rechtsschutz für Strafverfahren wegen Nichterfüllung der Aufsichtspflicht
- Schulreise Assistance

<https://partner.zurich.ch/lch>

0848 807 804

Mo – Fr von 8.00 – 17.30 Uhr

Exklusive Telefonnummer für LCH-Mitglieder

LCH
DACHVERBAND
LEHRERINNEN
UND LEHRER
SCHWEIZ

ZURICH

«Du – ich darf ja du sagen, oder? – du hast noch gar nichts zu trinken! Was darf ich dir denn bestellen?»

«Ein Champagner wäre jetzt genau das Richtige!»

Ich bestellte eine Flasche Champagner. Da ich mich überhaupt nicht auskannte, überliess ich die Auswahl dem Barkeeper, wies ihn jedoch an, eine gute Flasche auszuwählen.

«Dom Pérignon Vintage 2006, voilà Monsieur, darf ich um Ihre Zimmernummer bitten?»

Wir stiessen an. Erfreut stellte ich fest, dass der Champagner seinem wohlklingenden Namen gerecht wurde und tatsächlich hervorragend schmeckte. Im Vergleich dazu war alles, was ich bisher an Champagner getrunken hatte, Essig mit Kohlensäure gewesen. Mein Blick glitt ihrem Körper entlang. Ihre Haare waren pechschwarz und fielen dicht über ihre Schultern. Ihre grossen, dunkelbraunen Augen waren von langen und ebenfalls wunderschön dichten Wimpern umsäumt und auch ihre Augenbrauen bildeten zwei dichte, aber durchaus feine und glänzende schwarze Bögen. Ihre Haut war trotz ihres offensichtlich eher dunklen Hauttyps ausgesprochen hell und in ihrer Gleichmässigkeit von faszinierender Schönheit. Ihr enggeschnittenes Abendkleid betonte ihre Körperformen auf eine keinesfalls billige, aber umso mehr anregende Weise.

«Was hat dich hierher geführt?», fragte sie mich.

Ich begann ihr zu erzählen, was der Zweck des von mir organisierten Seminars sein sollte, und wie ich dazu gekommen war, es gerade hier durchzuführen. Ich erzählte, wie in Sulzwil alles seinen Anfang genommen hatte und schwärzte von den Limowelten. Samira hörte mir interessiert zu.

Dann sagte sie: «Ich habe meine Kindheit in Teheran verbracht. Da war ich es gewohnt, dass dir sehr genau gesagt wurde, was du zu lernen hast, und auch, was dich nicht zu interessieren hat, was wahr und was falsch ist und wo dein Platz in der Gesellschaft ist, insbesondere als Frau. Zum Glück hatte ich sehr gebildete Eltern, die mir noch ein anderes Bild der Welt vermittelt haben. Mein Vater ist als junger Medizinstudent in den Krieg gegen den Irak eingezogen worden. Er hat Opfer von Minenexplosionen und von Giftgasangriffen behandelt. Später hat er Opfer von Folterungen betreut und bei unverheirateten Frauen Abtreibungen vorgenommen, illegal natürlich. Ich war ein sehr waches Kind und habe vieles davon mitbekommen. Für meinen Vater war bald klar, dass es im Iran für mich keine Zukunft geben würde, die meinen Möglichkeiten entsprach. Da wir Verwandte in Deutschland hatten, hat er dafür gesorgt, dass ich mit zwölf Jahren Deutschunterricht bekam. Mit fünfzehn bin ich dann nach Karlsruhe gekommen. Der Schulunterricht hier war natürlich ganz anders. Die Lehrerinnen und Lehrer haben auch vorgegeben, was wir zu lernen hatten. Aber Weltanschauungen

wurden nicht verordnet, sondern diskutiert, Geschichte bestand nicht aus Jahreszahlen, sondern es wurden Quellen studiert und hinterfragt, Naturwissenschaften zieltet nicht auf Auswendiglernen, sondern auf Verständnis. Die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit war extrem intensiv, unser Geschichtslehrer hat uns da gar nichts geschenkt. Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, dass Schule in der Schweiz gross anders ist. Hier in Deutschland hat man das Schweizer Schulsystem immer als Vorbild angesehen. Bei dem, was du mir über eure Schulreformen erzählst, kommt es mir aber vor, als ginge es dir darum, die Schweizer Schulen von totalitären Zügen zu befreien.»

«Schade, warst du heute nicht am Vortrag von Siegmund Schäfer. Der hat die Problematik unserer Schulen brillant aufgezeigt. Er hat auch ein tolles Buch darüber geschrieben. Wenn du das liest, verstehst du, warum unser Schulsystem nicht so bleiben kann, wie es ist.»

Ich hatte zufällig noch ein Bestellformular für Schäfers Buch dabei und überreichte es ihr. Sie bedankte sich und schenkte mir noch ein Glas Champagner nach.

«Und was machst du eigentlich, wenn du nicht gerade Seminargästen Gesellschaft leitest?»

«Ich studiere Medizin.»

«Medizin?»

«Ja. Findest du das seltsam?»

«Für mich passt das einfach nicht zusammen. Du bist bei gebildeten Eltern in einem Land mit einem äusserst rigiden Moralsystem aufgewachsen. Du bist nach Deutschland gekommen, hast dich offensichtlich problemlos integriert und nimmst nun ein Studium in Angriff, das dir ein Leben in Wohlstand und gesellschaftlicher Anerkennung verspricht. Und nun unterhältst du Männer wie mich in Seminarhotels?»

«Findest du das moralisch verwerflich? Ich unterhalte mich doch gerade mit einem äusserst anständigen Mann!»

«Wenn ich mir das hier so ansehe, bleibt es ja wohl nicht immer bei einer Unterhaltung zu Champagner.» Schon bevor ich das sagte, hatte ich beobachtet, wie eine der Damen breitbeinig auf Tonis Schoss Platz genommen hatte und sich die beiden offensichtlich bestens und nicht ganz geräuschlos vergnügten. Mittlerweile konnte ich Toni allerdings nirgends mehr entdecken.

«Wenn du heute in Deutschland Medizin studierst, dauert es sehr lange, bis sich das auch finanziell auszahlt. Als Assistentärztin bekommst du nicht viel mehr als ein Hartz-IV-Empfänger. Und wenn du eine eigene Praxis aufbauen willst, kommst du unter einer Million nicht durch. Ich habe niemanden, der das vorfinanzieren kann, und als Iranerin bekomme

ich von keiner deutschen Bank einen Kredit, auch nicht, wenn ich ein abgeschlossenes Medizinstudium vorweisen kann. Aber das ist mein Ziel, und dafür arbeite ich. Im Übrigen entscheide ich ganz allein, worauf ich mich einlasse. Wenn mir jemand zuwider ist, kann ich sehr kurz angebunden sein. Klar, das gibt dann einen Tausender weniger. Aber mit der Zeit merkt man, wen man ansprechen sollte und wen besser nicht.»

Ich blickte sie verlegen lächelnd an und fragte mich, wie viel von dem, was sie mir da erzählt hatte, wohl stimmen möge.

«Ob du jetzt mit mir die richtige Wahl getroffen hast ...?»

Sie beugte sich zu mir vor, legte einen Arm um mich und flüsterte mir ins Ohr: «Bei dir bin ich mir ganz sicher!»

Ich kämpfte mit mir. Ich spürte ihren Atem an meinem Ohr, ihre Haare glitten meiner Wange entlang und mein Blick fiel tief in ihren Ausschnitt. Ich konnte nicht abstreiten, dass sie mich aufs Äusserste erregte. Aber konnte es das Glück einer einzigen Nacht wert sein, vielleicht das Glück eines ganzen Lebens aufs Spiel zu setzen?

«Ich bin verheiratet ...», versuchte ich mich zu herauszureden, während sie weiterhin ihren Arm um mich gelegt hielt.

«Ist das heute Abend wirklich ein Hindernis?», entgegnete sie und strich mit ihrem Gesicht über meine Wange.

«Ich bin eigentlich sehr müde und ausserdem schmerzt mein Rücken. Eine Rückenmassage würde mir sicherlich gut tun ... Gehört das auch zu deinem Angebot?»

«Selbstverständlich», lächelte sie, «aber dazu müssten wir schon auf dein Zimmer gehen.»

Wir nahmen noch die letzten Schlucke Champagner und begaben uns nach oben. Ich zog es vor, zu Fuss zu gehen, anstatt den Lift zu benutzen. Kaum waren wir auf dem Gang im ersten Stock, kam uns Toni, ebenso wie ich in weiblicher Begleitung, entgegen. Allerdings waren beide lediglich mit einem Bademantel bekleidet. Es war eine Begegnung, auf die ich gerne verzichtet hätte.

«Respekt!», kommentierte er, als er meine Begleitung erblickte. «Da hast du dir aber einen ganz besonderen Leckerbissen ausgesucht!»

Ich schämte mich gegenüber Samira für seine Bemerkung, aber sie liess sich nichts anmerken.

«Wo willst denn du jetzt noch hin?», fragte ich.

«Zimmer 609!», antwortete er strahlend. «Da steigt heute Nacht eine ganz besondere Party!»

«Mama told me not to come» ging mir durch den Kopf, doch jetzt konnte ich natürlich Samira gegenüber keinen Rückzieher mehr machen, und sowieso würde das in Hinblick auf die unerfreuliche Begegnung mit Toni nichts mehr ändern. Immerhin hatte sein Erscheinen bewirkt, dass eine Rückenmassage tatsächlich das Einzige war, worauf ich gerade noch Lust zu verspüren mochte.

Ich öffnete die Tür zu meinem Zimmer. Samira verschwand im Bad, schloss die Tür hinter sich und hiess mich, mich schon einmal aufs Bett zu legen und den Rücken frei zu machen. Ich tat wie angewiesen, drehte mich auf den Bauch, schloss die Augen, und öffnete sie auch nicht, als Samira sich auf meine Oberschenkel setzte und damit begann, die Verspannungen an meinem Rücken vom Nacken her über die Schultern bis zu den Lendenwirbeln hinunter zu lockern.

Mit der Zeit beugte sie sich tiefer über mich, und ihre Haare strichen über meinen Rücken. Ich spürte zwei heisse Punkte über meine Schultern gleiten, während sich ihr Becken im gleichen Rhythmus auf und ab bewegte. Ich drehte mich um und öffnete die Augen.

«Und, bist du immer noch zu müde?», fragte sie mich.

Fortsetzung im nächsten Ivb.inform.

Alle bisher erschienenen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvb.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Elfter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

«Samira?»

Doch was mich geweckt hatte, war nicht Samira, sondern ein vielstimmiges Gerede, das vom Gang her kam. Ich lag allein im Bett. Lediglich ein Kärtchen lag auf dem Kopfkissen neben mir:

*Companionship
Agentur für gehobene Begleitung
Heideggerstrasse 33
60486 Frankfurt am Main
www.companionship.de*

Es war schon zwei Minuten vor neun Uhr. Was ich draussen hörte, waren meine ehemaligen Berufskollegen, die bereits ihre Koffer gepackt hatten und sich mit diesen in Richtung Plenarsaal begaben. Hastig zog ich mich an und stopfte meine Sachen in den Koffer. Dass ich für die Begrüßung von Professor Atan, der um neun Uhr den heutigen Tag mit seinem Referat eröffnen sollte, zu spät kommen würde, war jedoch nicht mehr zu vermeiden.

Ich hetzte hinunter. Maurice hatte es zum Glück übernommen, Professor Atan einzuführen, und so versuchte ich, möglichst unbemerkt einzutreten und mir einen Platz zu suchen. Doch kaum dass ich zur Tür hereingekommen war, ging ein kurzes, aber unüberhörbares Tuscheln durch den Raum und sämtliche Blicke waren auf mich gerichtet.

«Du darfst die Begrüßung von Professor Atan gerne zu Ende führen», sagte ich zu Maurice, der seine Ansprache unterbrochen hatte und ebenfalls zu mir herüberstarrte.

Weiterhin blieben alle Augen auf mich geheftet, während ich mir hinten im Saal einen freien Platz suchte.

Es gelang mir nicht, dem Vortrag von Professor Atan auch nur einigermaßen zu folgen. Die Erinnerungen an den gestrigen Abend drängten sich wieder und wieder in mein Bewusstsein, und gleichzeitig quälten mich die Gedanken darüber, wie es denn nun weitergehen sollte. Den Anwesenden war mein gestriges Abenteuer offenbar nicht entgangen, zumindest schien sich die Angelegenheit bereits herumgesprochen zu haben. Wie weite Kreise würde diese Geschichte ziehen? Was bedeutete das für meine Karriere? Ich tröstete mich damit, dass etliche Politiker weitaus heftigere Skandale unbeschadet überstanden hatten, selbst Erziehungsdirektoren waren darunter gewesen ... Aber wie lange würde es dauern, bis die Sache öffentlich würde? Liess sich das noch vermeiden? Und wie sollte ich Jasmin das alles erklären?

«Lernen muss sein wie Sex: aufregend und vergnüglich!», dozierte Professor Atan, und am liebsten hätte ich den Saal verlassen. Doch ich war dazu verdammt, noch einen weiteren Vortrag über mich ergehen zu lassen, einen Workshop leiten zu müssen und am Schluss das Feedback zur Veranstaltung einzuholen.

Als ich schon geglaubt hatte, das Schlimmste überstanden zu haben, nahm ich an der Rezeption die Rechnung entgegen.

Zimmer 104	
Gast: Felix Walldorf	
Übernachtung inkl. Halbpension:	550 €
Dom Pérignon Vintage 2006:	400 €
Zimmerservice:	1300 €

Das war freilich nur die Zusammenstellung für mein Zimmer. Beim Überfliegen der übrigen Rechnungen stiess ich bald auf weitere nicht geplante Beträge in erklecklicher Höhe. Allein der «Service» in Zimmer 609 schlug mit 8400 Euro zu Buche. Zu meinem besonderen Ärger lief das Zimmer auch noch auf meinen Namen.

«Toni!», dachte ich zornig. «Na warte!»

Ich fand Toni zusammen mit einigen anderen Seminarteilnehmern, die ich aber bestenfalls flüchtig kannte, im Rauchersalon, gemeinsam vor einem Bier sitzend. Ich drängte mich zwischen ihn und einen seiner Tischnachbarn und hielt ihm die Rechnung unter die Nase.

«Damit dir eines klar ist: Das bezahlt ihr selbst! Wer war sonst noch daran beteiligt?»

Toni studierte kurz die Rechnung und sah mich dann bestürzt an.

«Aber das war doch dein Zimmer! Das steht ja auch auf der Rechnung.»

«Nein, das war es nicht!», donnerte ich ihn an. «Und das weisst du ganz genau! Du kannst froh sein, wenn ich dich nicht anzeigen deswegen!»

«Felix, ich war nie auf diesem Zimmer!»

«Niemand von uns war auf diesem Zimmer», bekräftigte einer seiner Tischkollegen, ein kräftiger, fast kahlgeschorener Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, Tonis Aussage.

«Du hast mir ja selbst gesagt, dass du dort warst!», herrschte ich Toni an.

«Ich soll das gesagt haben?»

«Natürlich! Dafür gibt es sogar Zeu...!»

Ich realisierte augenblicklich, dass ich soeben etwas unverzeihlich Dummes gesagt hatte.

«Zeugen?» Toni blickte grinsend in die Runde. «Hat jemand von euch eine Ahnung, wen er da meinen könnte?»

Alle schüttelten die Köpfe und mimten eine betretene Stille.

«Ja doch, natürlich!», meinte schliesslich der Kurzhaarige. «Herr Walldorf war doch am späteren Abend mit dieser reizenden jungen Dame unterwegs.»

«Junge Dame?», fragte ein anderer.

«Aber sicher», mischte ein Dritter sich ein und zückte sein Handy. «Da, schaut einmal!»

Er zeigte das Foto herum, das mich und Samira zeigte, als sie sich an der Bar zu mir vorgebeugt hatte.

«Ob Ihrer Frau die Fotos wohl auch gefallen werden, Herr Walldorf?», fragte einer aus der Runde hämisch.

Ich war drauf und dran, ihm das Handy zu entreissen, aber der Kurzhaarige hielt mich zurück.

«Ganz ruhig, Herr Walldorf, ganz ruhig!»

«Was soll das hier werden? Eine Erpressung?»

«Wer wird denn gleich so unschöne Wörter in den Mund nehmen? Niemand hat die Absicht, hier irgendjemanden zu erpressen!»

«Aber sicher nicht!», meinte ein anderer. «Wo es uns doch hier so gut gefallen hat!»

«Ja, wir konnten es wirklich geniessen», ergänzte ein weiterer. «Gerade so, wie Sie uns das gestern gewünscht hatten.»

«Und was soll das Ganze dann?», fragte ich entnervt. «Ihr erwartet doch nicht im Ernst, dass der Kanton ...»

«Mein lieber Walldorf», entgegnete ein anderer, «auf ein paar tausend Euro mehr oder weniger kommt es doch jetzt nicht mehr an, oder?»

«Das schaut sich doch gar keiner genauer an, wenn Sie diese Rechnung einreichen. Ist doch für die Zukunft unserer Schule!»

«Wir versprechen Ihnen auch, dass wir die Sachen brav umsetzen werden, die wir hier gelernt haben!»

«Und weiter?», fragte ich.

Toni sah mich an, zog an seiner Zigarette und blies mir den Rauch direkt ins Gesicht.

«Nun, ich finde, wir sollten diese Klausurtagungen institutionalisieren. So ein- bis zweimal jährlich hier in Bad Gräfenfeld, das wäre doch eine gute Sache, oder?»

«Und wie soll ich das Frau Flückiger gegenüber begründen? Bei diesen knappen Finanzen! Bist du übergeschnappt?»

«Dir wird schon etwas einfallen! Du warst doch immer der Innovativste von uns allen im ganzen Kanton.»

Ich rang nach Luft und Worten.

«Das ist also der Dank dafür, dass ich dich in Sulzwil in die Schulleitung gehievt habe?», fauchte ich Toni schliesslich an.

«Sie meinen, dass Sie Toni Insidertipps gegeben und die anderen Kandidaten bewusst irregeführt haben?», höhnte einer aus der Runde. «Das hatte ich mir ja damals schon gedacht. Finde ich super von Ihnen, dass Sie nun sogar den Mut aufbringen, es zuzugeben!»

Ich erkannte den Sprecher erst jetzt wieder. Tatsächlich hatte auch er sich um die Stelle in Sulzwil beworben. Ich hatte ihm erzählt, die Limowelten seien einzig und allein auf Wunsch der Schülerinnen und Schüler eingeführt worden.

«Offenbar haben Sie es ja inzwischen trotzdem zum Schulleiter gebracht ...», konterte ich. Ein Raunen am Tisch machte deutlich, dass meine Erwiderung auf wenig Gefallen stiess.

«Nun, wie es aussieht, bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als auf eure Forderungen einzugehen. Aber eines muss euch klar sein: Wenn das auffliegt, hängt ihr alle mit drin!»

Ich stand auf und ging zurück in die Lobby. Unsere Busse standen schon für die Heimfahrt bereit. Ich setzte mich und studierte während der Heimfahrt noch einmal die Rechnungen. Das geplante Budget, mit umgerechnet rund 90'000 Franken ohnehin nicht gerade bescheiden, war um mehr als 18'000 Franken überschritten worden. Zimmer-service, diverse Wellness-Angebote, Cocktails, Zigarren, Pay-TV – alle hatten sie kräftig zugelangt. «Wenn man jemandem den kleinen Finger reicht», dachte ich mir ...

Während draussen die Landschaft an uns vorbeizog, lief vor meinem inneren Auge meine Begegnung mit Samira ab. Noch nie hatte ich eine so schöne Frau kennengelernt,

geschweige denn mit einer solchen eine Nacht verbracht. Die Frage, ob ich sie jemals würde wiedersehen können, beschäftigte mich bereits mehr als meine Sorge, dass Jasmin davon erfahren könnte. Das Kärtchen, das sie zurückgelassen hatte, hatte ich jedenfalls sorgsam in meiner Brieftasche verstaut.

Als ich nach Hause kam, war nur Samuel anwesend. Ich fragte ihn nach seinen Fortschritten hinsichtlich seines Projekts zur Computersicherheit an der Sek Sulzwil, und er verkündete nicht ohne Stolz, dass es ihm tatsächlich gelungen sei, sich in den Administratoraccount einzuhacken.

«Soso», meinte ich, «und wie hast du das geschafft?»

«Naja, letzten Endes mit einer recht banalen Methode: Ich habe zwischen Tastatur und Computer einen Keylogger eingebaut und gewartet, bis sich jemand als Administrator eingeloggt hat. Das war dann gestern Abend so weit. Wenn das stimmt, was du mir angedeutet hast von wegen Liebeserklärung, dann hat der Jenny das Passwort übrigens nicht geändert.»

«Ja, er scheint sich in unsere Sekretärin verguckt zu haben ...»

Wir lachten beide.

«Und jetzt mache ich mich an die Passwörter der Lehrer. Das ist natürlich viel einfacher. Die verschlüsselten Passwörter liegen ja auf dem Server, und mit einer Rainbow Table kriege ich alles heraus, was nicht mehr als acht Zeichen hat. Vor allem, wenn es nur Buchstaben oder Zahlen sind. Das braucht einfach noch ein wenig Rechenzeit.»

«Na dann, viel Erfolg!», wünschte ich.

Ich ging in mein Arbeitszimmer und wollte mich eigentlich direkt daran machen, einen Bericht über die Klausurtagung zu verfassen. Doch dann konnte ich nicht widerstehen: Ich öffnete den Browser und wählte www.companionship.de an.

Ohne dass man sich als Mitglied registrierte, war dort allerdings überhaupt nichts zu wollen, und die Mitgliedergebühr war mit 50 Euro pro Monat nicht gerade günstig.

Ausgezeichneter Service und günstige Prämien für LCH-Mitglieder

Jetzt Prämie berechnen und Offerte einholen!

Exklusiv versicherbare Zusatzleistungen in der Haushaltversicherung:

- Rechtsschutz für Strafverfahren wegen Nichteilnahme der Aufsichtspflicht
- Schulreise Assistance

<https://partner.zurich.ch/lch>

0848 807 804

Mo – Fr von 8.00 – 17.30 Uhr

Exklusive Telefonnummer für LCH-Mitglieder



Offensichtlich war hier wirklich nur eine gehobene Klientel erwünscht. Lustlos begann ich doch noch an meinem Bericht zu schreiben, aber jedes Mal, wenn mir gerade keine passende Formulierung für das, was ich schreiben wollte, einfiel, klickte ich zurück auf den Browser, und schliesslich meldete ich mich mit Hilfe meiner Kreditkarte an.

Die Agentur hatte Frauen und im Übrigen auch Männer aus ganz Deutschland unter Vertrag. Ausgezeichnete Umgangsformen waren Grundvoraussetzung, viele beherrschten mehrere Fremdsprachen oder empfahlen sich mit ihren Tanzkünsten für Ballabende. Die Fotos waren alle sehr dezent und stilvoll, aufreizende oder gar unsittliche Bilder, die hätten andeuten können, was, wie ich inzwischen wusste, ebenfalls zum Angebot gehörte, gab es keine, und auch die Texte, in denen sich die Abgebildeten selbst beschrieben, enthielten allenfalls sehr vage Andeutungen.

Mein Herz schlug höher, als ich in der Suchfunktion «Samira» eingab und ihr Bild vor mir erschien – genauso schön, wie ich sie gestern kennengelernt hatte. Die Website bot die Möglichkeit, mit ihr Kontakt aufzunehmen, und ich klickte auf das entsprechende Feld – worauf mich eine Nachricht darauf hinwies, dass diese Funktion nur Premium-Mitgliedern zur Verfügung stehe, und ich, sofern ich die monatliche Premium-Gebühr von zusätzlichen 100 Euro zu entrichten bereit sei, mich selbstverständlich sofort für eine solche Mitgliedschaft anmelden könne. Während mein Blick noch auf ihrem Bild verweilte, hörte ich, wie unten die Tür aufging und Benjamin, wohl in Begleitung von Jasmin, plaudernd das Haus betrat. Schnell schloss ich den Browser und klickte meinen angefangenen Bericht wieder nach vorne, bevor ich die Treppe hinunterging, um Benjamin und Jasmin zu begrüssen.

Benjamin zeigte mir strahlend den Lego-Kampfroboter, dessen Kauf er Jasmin abgerungen hatte und den er nun sofort zusammenbauen wollte. Aber auch Jasmin schien

mir aussergewöhnlich glücklich zu sein. Woran das lag, verriet sie mir, nachdem Benjamin in seinem Zimmer verschwunden war.

«Felix, ich bin schwanger!»

Wenn ich mit etwas unter gar keinen Umständen gerechnet hatte, dann damit. Ich war vollkommen perplex. Als ich mich wieder einigermassen gefangen hatte, machte ich einen Schritt auf Jasmin zu, und auch sie kam mir entgegen und umarmte mich.

«Und ich bin der Vater?»

«Ja aber Felix, was soll denn diese dumme Frage? Natürlich! Hast du das Gefühl, ich gehe fremd? »

Ich küsst sie auf die Stirn.

«Nein, natürlich nicht. Ich kann es nur fast nicht glauben. Wir sind ja beide nicht mehr die Allerjüngsten.»

«Ja, es ist schon ein besonderes Geschenk. Aber umso mehr freue ich mich!»

«Ich doch auch, Jasmin!»

Doch in Wirklichkeit hätte meine Verunsicherung darüber, was ich tatsächlich empfand, nicht grösser sein können.

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

Alle bisher erschienenen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvbc.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Zwölfter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Viereinhalb Monate waren seit der Klausurtagung in Bad Grafenberg vergangen, viereinhalb Monate auch, seitdem ich erfahren hatte, dass ich noch einmal Vater werden würde.

Während sich Benjamin auf sein neues Geschwisterchen riesig freute, hatte Samuel auf die Neuigkeit ausgesprochen ablehnend reagiert. «Das gibt dann wieder ein Jahr lang jede Nacht Geschrei, ihr seid übermüdet und aggressiv, und für mich hat überhaupt niemand mehr Zeit. Und am Schluss soll ich dann noch den Babysitter machen!»

Ich konnte nicht abstreiten, dass er bis zu einem gewissen Grad sogar Recht hatte und machte mir angesichts seiner Vergangenheit auch einige Sorgen. Andererseits war er inzwischen 15 Jahre alt und hatte unsere Nähe von sich aus schon lange nicht mehr gesucht, meine erst recht nicht. Ein wenig Selbstgerechtigkeit schwang daher aus seiner Reaktion in meinen Augen auch mit.

In der Schule hatte sich für Samuel mittlerweile allerdings einiges geändert, denn die obligatorische Schulzeit neigte sich ihrem Ende zu, und um den Schülerinnen und Schülern eine Anschlusslösung zu ermöglichen, genügte es nun auf einmal nicht mehr, sie sich einfach mit dem beschäftigen zu lassen, wofür sie sich gerade interessierten – zumindest nicht diejenigen, die keine weiterführende Schule besuchten, sondern eine Lehre beginnen wollten. Denn während ich die Sek II-Schulen zumindest vorläufig damit abspeisen konnte, dass sie sich nun eben auf die neuen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler einzustellen hätten, machten die Wirtschaftsverbände, die das Modell Sulzwil schon länger mit einigem Argwohn beäugt hatten, unmissverständlich klar, dass sie an ihren Aufnahmeprüfungen keinesfalls zu rütteln gedachten. Und da Samuel grosses Interesse zeigte, eine Lehre als Informatiker zu beginnen, musste er sich nun insbesondere in Mathematik, den Naturwissenschaften, aber auch in Englisch einiges aneignen, was er bisher hatte beiseiteschieben können. Ohne persönlich sonderlich überrascht zu sein, konstatierte ich, dass auch die Sek Sulzwil in diesen Vorbereitungskursen auf einen konsequenten Frontalunterricht setzte und gleichzeitig ein offensichtliches Teaching to the Test betrieb.

Umso überraschter war ich darüber, dass Elisabeth, unsere Bildungsdirektorin, mit den gut 18'000 Franken, um welche die Klausurtagung teurer als geplant herausgekommen war, überhaupt keine Probleme hatte.

«Allein die Lehrmittel, die wir dieses Schuljahr erstmals eingesetzt haben, bereiten uns jährliche Mehrkosten von rund 3 Millionen Franken. Wenn du mit einem Anlass, der ein

Dreissigstel davon kostet, dazu beitragen kannst, dass diese auch so eingesetzt werden, wie es die neue Didaktik vorsieht, ist das gut investiertes Geld, und da fallen 20'000 Franken mehr oder weniger überhaupt nicht ins Gewicht!»

Ermutigt von dieser Reaktion wagte ich es, ihr vorzuschlagen, den Anlass in Zukunft jährlich durchzuführen. Sie war einverstanden. Damit war ich auf einen Schlag gleich mehrere wichtige Sorgen los.

Vom baden-württembergischen Kultusministerium war eine Anfrage eingegangen, ob ich am Kongress zur Bildungsplanreform am 3. Februar einen Vortrag zum Thema «Change Management in schulischen Reformen» halten könnte. Siegmund Schäfer hatte mich offenbar dem Kultusminister empfohlen und natürlich nahm ich die Einladung gerne an, zumal im Nachgang zu der Veranstaltung noch ein gemeinsames Abendessen mit dem Kultusminister auf dem Programm stand, Begleitung durch Partnerin oder Partner ausdrücklich erwünscht.

Der Kongress würde in einem Vorort von Stuttgart stattfinden. Wer wollte mir den sofortigen Gedanken an Samira verübeln, als ich mich fragte, wer als Begleitung für das anschliessende Abendessen für mich wohl in Frage käme?

Ich besuchte erneut die Website von Companionship. Meine Mitgliedschaft, die ich vor einem halben Jahr für 50 Euro eingegangen war, war Monat für Monat automatisch erneuert worden. 300 Euro ade, aber zumindest konnte ich mich auf diese Weise vergewissern, dass Samira immer noch dort arbeitete. Nun kam es auf die zusätzlichen 100 Euro, die ich für die Kontaktaufnahme noch zahlen musste, auch nicht mehr an.

Liebe Samira

Du hast mir letztes Jahr Ende August im Seminarhotel Leopoldshof in Bad Grafenfeld eine unvergessliche Begegnung bereitet. Schon lange verspüre ich den Wunsch, dich wiederzusehen. Am 3. Februar werde ich in der Nähe von Stuttgart an einem Kongress teilnehmen, in dessen Anschluss ich zu einem Abendessen im Stuttgarter Kursaal eingeladen bin, an dem auch der Kultusminister von Baden-Württemberg anwesend sein wird. Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen, als wenn Du mich an diesen Anlass begleiten und auch den späteren Abend mit mir verbringen würdest. Sehnlichst erwarte ich Deine Rückmeldung.

Felix

Ich fügte noch meine E-Mail-Adresse und meine Handynummer hinzu.

Keine halbe Stunde später erhielt ich bereits eine Antwort. Samira war verfügbar, und sie freute sich auf ein Wiedersehen. Was für eine grossartige Nachricht!

Der Flug von Zürich nach Stuttgart und zurück kostete nur knapp über 100 Franken, sodass die Wahl des Verkehrsmittels für mich schnell feststand.

Den rund 150 Zuhörerinnen und Zuhörern, die an dem Kongress teilnahmen, umriss ich zunächst kurz das Sulzwiler Schulmodell, um dann meinen bereits vor den Spitzen unserer eigenen Bildungsdirektion erprobten Vortrag über das Change Management zu halten.

Die Diskussion, die auf meinen Vortrag folgte, war für mich hochinteressant, weil ich einige mir bisher unbekannte Aspekte über die Unterschiede zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Verständnis teilautonom geleiteter Schulen mitbekam. Lag es in der Schweiz mehrheitlich in

der Hand der Schulleitungen, mit welcher Konsequenz und persönlicher Note sie Reformen, in unserem Fall etwa den Lehrplan 21, umsetzen wollten, so war der Spielraum, den man den Schulen hier in Baden-Württemberg gewährte, ungleich kleiner, die Vorschriftendichte ungleich höher. Allerdings war es wohl nur eine Frage der Zeit, bis auch wir hier gleichziehen würden.

Im Anschluss an die Tagung wurden die Organisatoren mit dem Kultusminister sowie den Referenten mit vier Taxis zum Stuttgarter Kursaal gefahren. Meine Vorfreude, Samira wiederzusehen, war riesig.

Und da stand sie. Als ich ihr nach fast einem halben Jahr zum ersten Mal wieder in die Augen sah, verspürte ich ein unbeschreibliches Glücksgefühl.

Ich stellte Samira dem Kultusminister als meine Frau vor, und er machte mich mit seiner Gattin bekannt.

«Ein hochspannender Vortrag war das heute von Ihnen», bemerkte er zu mir, als wir zum Speisesaal schritten. «Zu-

**SHOP
DEIN
GELD
ZURÜCK**

Für LCH-Mitglieder:

- tolle Gutscheine**
- satte Rabatte**

www.LCH.rewardo.ch



ckerbrot und Peitsche. Anders kriegen Sie diese Lehrer nie dazu, sich endlich einmal einen modernen Unterricht anzugewöhnen!»

«Wichtig ist einfach, dass sie nicht merken, dass sie gesteuert werden. Wenn Sie allzu offensichtlich Druck von oben aufsetzen, provoziert das nur Widerstand.»

«Unser Hauptproblem ist, dass die Alten hier, die, die sich immer gegen alles sträuben, was nach Fortschritt aussieht, ausnahmslos beamtet sind. Da können Sie machen, was Sie wollen, die werden Sie nicht los!»

Wir nahmen an einem langen Tisch Platz, und erfreut stellte ich fest, dass Samira die Frau des Kultusministers ebenfalls bereits in ein angeregtes Gespräch verwickelt hatte:

«Seit einem halben Jahr erst? Und wo haben Sie vorher gewohnt?»

«In Karlsruhe. Dort habe ich Medizin studiert und mich dann zur Internistin spezialisiert.»

«Aber Ihren Mann haben Sie ...»

«... auf einer Kulturreise in Athen kennengelernt. Wir waren im gleichen Hotel einquartiert, und da wir die einzigen waren, die Deutsch gesprochen haben, sind wir ins Gespräch gekommen. Er war ja früher einmal Geschichtslehrer und kannte sich dort richtig gut aus. Also hat er mir angeboten, mir einige Geheimtipps zu zeigen. Und so sind wir uns näher gekommen.»

«Und in der Schweiz haben Sie schnell eine Arbeit gefunden?»

«In einer Gemeinschaftspraxis für Allgemeinmedizin, ja. Die Schweiz bildet ja viel zu wenige Ärzte aus, und jene, die sie ausbildet, wollen selten Hausärzte werden. Daher gibt es dort eine grosse Nachfrage, und die wird mehrheitlich mit deutschen Ärzten respektive Ärztinnen gedeckt. Für unsreins ist das finanziell immer noch sehr attraktiv, müssen Sie wissen.»

«Irgendetwas werden wir ändern müssen. Es kann ja nicht sein, dass wir hier in Deutschland das Studium von tausenden von Medizinern zahlen, die dann alle in die Schweiz abwandern ...»

Ihr Telefon klingelte.

«Martin? Ja hallo mein Schatz! Ist alles in Ordnung bei euch? Ja? Ulrich schläft schon? Super! Und Rosalyn schaut gut zu euch? Ganz toll! Dann putzt noch brav die Zähne und dann ab ins Bett! Ja, ich hab dich auch lieb, ich drück dich gaaanz fest! Ja, wir kommen auch bald wieder nach Hause, mein Schatz, tschüss, tschüss, tschüüüss!»

Samira lächelte. «Sie haben zwei Kinder?»

«Zwei Jungs, ja. Acht und sechs Jahre alt.»

«Das ist sicher wertvoll, wenn Sie und Ihr Mann Ihr Schulsystem auch direkt aus der Elternperspektive erleben.»

«Jaja. Wobei wir unsere Kinder nicht in die öffentliche Schule geschickt haben.»

«Das tönt ja fast, wie wenn Sie dem Schulsystem, das Ihr Mann lenkt, selbst nicht trauen würden?», mischte ich mich ein.

«Mein Mann war erst absolut dagegen, eben genau deshalb. Keine Sonderbehandlung für unsere Kinder. Sie können sich ja vorstellen, dass das sonst gleich ein Gerede gibt: Kultusminister schickt seine eigenen Kinder in eine Privatschule. Aber es ist dann einiges vorgefallen. Schon im Kindergarten hatte Martin das Problem, dass keiner mit ihm spielen wollte. Ich habe mit der Lehrerin mehrmals geredet, aber sie konnte es auch nicht ändern, obwohl sie es immer wieder thematisiert hat. Einmal kam er dann aus dem Kindergarten nach Hause und brabbelte vor sich hin: «Fuck deine Mutter, fuck deine Mutter.» Er hatte natürlich keine Ahnung, was das bedeutete, aber die anderen Kinder hätten ihm das gesagt. Das hat mich schon einmal recht schockiert...»

Sie hielt kurz inne.

«Ja und in der ersten Klasse ist es dann nicht mehr bei den verbalen Angriffen geblieben, da ist er regelmässig verprügelt worden. Und wieder stand die Schule dem völlig hilflos gegenüber.»

«Das ist ja unglaublich!», entgegnete Samira. «Und Ihr Mann konnte da seinen Einfluss nicht geltend machen? Da muss man doch dagegen vorgehen können!»

«In diesem Alter sind die Kinder rechtlich gesehen noch gar nicht schuldfähig. Und wenn die Eltern nicht wollen, können wir da gar nichts machen. Im Übrigen stehen wir ja grundsätzlich auch hinter der Idee der Inklusion. Was soll man denn machen, wenn mittlerweile schon bald jedes vierte Kind verhaltensauffällig ist?»

Auch ich wusste keine wirklich befriedigende Antwort auf diese Frage.

Gegen halb zehn Uhr neigte sich das gemeinsame Abendessen seinem Ende zu. Es war ein ungewöhnlich milder Abend, und ich schlug vor, dass wir den Weg zum Hotel zu Fuss zurücklegten. Wir schlenderten dem Neckar entlang, als ich mein Handy in der Hosentasche vibrieren spürte.

Ich rief sofort zurück.

«Inselpital Bern, Abteilung Notfall, Giuliani, was kann ich für Sie tun?»

«Walldorf, guten Abend, Frau Giuliani. Sie haben mehrmals versucht, mich anzurufen.»

«Felix Walldorf aus Sulzwil?»

Ich bejahte.

«Herr Walldorf, Ihre Frau ist heute Nachmittag gegen 16 Uhr von einem Auto angefahren worden.»

«Mein Gott! Sie ist schwanger!»

«Sie hat einen Schädelbruch erlitten, und ausserdem ist die Fruchtblase geplatzt. Sie wurde per Helikopter zu uns gebracht. Wir haben sofort einen Kaiserschnitt durchgeführt und sie am Schädel operiert.»

«Wie geht es ihr jetzt? Ist sie bei Bewusstsein?»

«Ihre Frau hat viel Blut verloren und ist immer noch in einem kritischen Zustand. Wir halten sie momentan in einem künstlichen Koma.»

«Und das Kind?»

«Verletzt wurde es selbst nicht. Aber angesichts des Unfalls Ihrer Frau besteht das Risiko einer zeitweiligen Sauerstoffunterversorgung. Wir können nicht ausschliessen, dass das Gehirn Schaden genommen hat, müssen dazu aber noch Untersuchungen machen. Abgesehen davon, dass eine Frühgeburt natürlich immer heikel ist.»

«Hören Sie, ich bin zurzeit in Stuttgart, und ich weiss noch nicht, wie lange ich brauchen werde, um nach Bern zu kommen. Aber ich werde mich natürlich sofort auf den Weg machen.»

«Sie können jederzeit direkt in die Notfallabteilung kommen.»

«Ja, in diesem Fall, bis später»

Samira hatte genug mitbekommen, um zu verstehen, dass etwas Schreckliches passiert war.

«Wie komme ich nur um diese Zeit nach Bern?», fragte ich sie, nachdem ich ihr erklärt hatte, was genau passiert war.

«Soll ich dich fahren?», fragte sie.

Ich dachte über ihr Angebot nach.

«Nein», sagte ich schliesslich, «ich will dich da nicht weiter mit hineinziehen. Ich denke, ich werde ein Taxi nehmen.»

«Ja, vielleicht ist ein Taxi besser.»

«Kannst du mir eines suchen? Ich habe hier kein Internet auf meinem Handy.»

Ich tigerte nervös auf und ab, während Samira sich um ein Taxi bemühte.

«In fünf Minuten sollte es hier sein.»

Das Taxi kam schneller, als ich es erwartet hatte. Ich drückte Samira fest an mich.

«Hoffentlich wird alles gut!», sagte sie, und ich spürte in ihrer Stimme, dass sie tatsächlich mit mir mitlitt.

«Wohin wollen Sie?», fragte der Taxichauffeur.

«Nach Bern.»

«Bern?»

«Ja, Bern. In der Schweiz.»

«Puh. Das kommt aber teuer.»

«Meine Frau hatte einen schweren Unfall. Sie liegt im Spital.»

«Ah, das ist nicht Ihre Frau?», fragte er mit Blick auf Samira.

«Schon gut», meinte er, als merkte, dass mir nach solchen Anspielungen momentan überhaupt nicht zumute war. Er nahm sein Handy und googelte die Route. «350 Kilometer. Ich mache Ihnen einen Pauschalpreis von 600 Euro, Bezahlung im Voraus.»

Ich reichte ihm meine Kreditkarte. Er stieg noch einmal aus und verstaute sein Taxi-Schild im Kofferraum.

Wir bretterten über die Autobahn, vorbei an endlosen Lastwagenkolonnen, die uns mit nervtötenden Überholaktionen immer wieder ausbremsten. Zwischenzeitlich nickte ich mehrmals ein, nur um gleich darauf umso panischer wieder hochzuschrecken.

Samira hätte ja bis hierher mitkommen können, ging mir durch den Kopf, als ich merkte, dass wir über Karlsruhe fuhren. Warum überhaupt über Karlsruhe?

Benjamin, schoss es mir plötzlich durch den Kopf. Wer kümmerte sich eigentlich um ihn?

Obwohl es mittlerweile 23 Uhr war, rief ich zuhause an. Es ging niemand ans Telefon.

Ich versuchte es auf Samuels Handy. Auch dort ertönte nur die Combox. Doch kurz darauf läutete mein Telefon.

«Samuel?»

«Ja.»

«Wo bist du gerade?»

«In Bern. Im Spital.»

«Wo ist Benjamin?»

«Auch hier. Ich habe ihn natürlich mitgenommen.»

Wenigstens eine Erleichterung.

«Wie geht es Mami?»

«Ja – du weisst, was passiert ist?»

«Ja, das Spital hat mich vor gut einer Stunde informiert.»

«Seither hat sich nichts mehr getan.»

Seine Stimme stockte.

«Es ist einfach scheisse!», schluchzte er.

«Samuel», sagte ich, und auch mir stockte die Stimme. «Wir können jetzt nur hoffen. Ich habe ein Taxi nach Bern genommen, in spätestens zweieinhalb Stunden bin ich bei euch.»

Wir fuhren weiter das Oberrheintal hinauf. Zeitweise fühlte ich mich wie betäubt.

Zwischen Freiburg und Basel andauernde Geschwindigkeitsbegrenzung auf 120 km/h. Angeblich wegen «Kurort».

Hoffentlich merkt am Zoll keiner, dass wir keine Vignette haben.

Wie konnten sie nur diesen scheußlichen Klotz direkt an den Rhein stellen?

Benzinhalt und Pinkelpause in Pratteln.

Wir erreichten Bern gegen ein Uhr. Ausfahrt Neufeld, vorbei am Bremgartenfriedhof. Einfahrt Notfälle. Ich verabschiedete mich hastig und eilte zum Empfang.

«Zu Frau Jasmin Walldorf-Hablützel? Nehmen Sie bitte einen Moment Platz.»

Sie griff zum Telefon. Nach einigen Minuten kam eine Pflegerin in den Wartebereich.

«Herr Walldorf?»

Ich stand auf und streckte ihr die Hand entgegen.

«Giuliani. Wir haben telefoniert.»

Sie führte mich durch endlose Gänge zu einem Lift und von dort hinunter in die Intensivstation. Samuel sass bereits dort. Wir umarmten uns schweigend.

«Benjamin schläft schon?»

Samuel nickte.

Jasmins Kopf war praktisch vollständig eingebunden, so dass ich sie zunächst gar nicht erkennen konnte. Dazu überall Schläuche und Kabel. Der Anblick war herzzerissend.

Die diensthabende Ärztin, Frau Krahlf, begrüsste mich. «Ihre Frau ist inzwischen nicht mehr in akuter Lebensgefahr. Sie hat wahrscheinlich grosses Glück gehabt, dass bei dem Unfall keine wichtigen Sinnesnerven zerstört wurden. Sofern ihr Gehirn in den nächsten 24 Stunden nicht mehr wesentlich anschwillt, stehen die Chancen gut, dass sie ohne bleibende Schäden davonkommt.»

«Und wie gross ist das Risiko einer weiteren Hirnschwellung?»

«Schwer zu sagen, vielleicht 30 Prozent. Aber jeder Fall ist anders, wir können da keine verlässliche Statistik führen.»

«Wie lange muss sie jetzt noch im Koma bleiben?»

«Mindestens eine Woche. Aber danach muss sie auch noch selbst aus dem Koma erwachen. Und das kann ebenfalls einige Zeit dauern.»

«Einige Zeit, was heisst das?»

«Es können Tage sein, aber auch Wochen. In seltenen Fällen dauert es Jahre.»

«Das heisst also, viel Geduld haben.» Ich atmete tief durch. «Und wie geht es meinem Kind?»

«Wir müssen befürchten, dass Ihre Tochter zwischen dem Unfallzeitpunkt und der Sectio schlecht mit Sauerstoff versorgt wurde.»

«Eine Tochter», murmelte ich. Jasmin und ich hatten uns darauf geeinigt, das Geschlecht des Kindes nicht via Ultraschall zu bestimmen, und so erfuhr ich erst jetzt, dass es ein Mädchen war.

«Konnten Sie denn das inzwischen schon näher untersuchen?»

«Äusserlich lässt sich das in diesem Alter nicht feststellen. Früher mussten wir überhaupt abwarten, wie sich das Kind entwickelt. Seit zwei Jahren haben wir jetzt die Möglichkeit, das Gehirn im MRI untersuchen, ohne das Frühchen aus dem Brutkasten nehmen zu müssen. Das drängt aber nicht, da wir den allfälligen Befund momentan ohnehin nur zur Kenntnis nehmen können.»

«Ist es möglich, meine Tochter zu sehen?»

«Jetzt gleich?»

«Bitte!»

«Ich würde auch gerne mitkommen», meldete sich Samuel.

«Grundsätzlich sind die Besuchszeiten geregelt. Ich muss in der Neonatologie nachfragen, ob das möglich ist.»

Sie nahm ihr Telefon.

«Ja, hallo, hier ist Birgit, Intensivstation. Ich habe gerade Herrn Walldorf hier. Ja, genau. Er möchte seine Tochter sehen. Ja, gerade jetzt. Könnt ihr... Okay ... okay ... und sein Sohn? ... ja ... ja, ganz sicher... okay, das ist lieb von euch, dann schicke ich sie rüber.»

«Also Herr Walldorf», wandte sie sich an mich, «Sie dürfen ausnahmsweise jetzt noch zu Ihrer Tochter. Frau Giuliani wird Ihnen den Weg zeigen. Francesca?»

Ich bedankte mich und machte mich mit Samuel und Frau Giuliani auf den Weg.

Die Säuglingsschwester, die uns empfing, wies uns noch einmal mit Nachdruck darauf hin, dass dies eine absolute Ausnahme sei, und dass wir uns ruhig zu verhalten und langsam und vorsichtig zu bewegen hätten. Sie öffnete behutsam die Tür zur Frühgeborenenstation und schaltete ein schwaches Licht ein, das den Raum gerade einmal in einen matten Dämmerschein tauchte.

Das Wesen, das wir zu sehen bekamen und das meine Tochter war, unterschied sich noch so sehr von einem normalen Neugeborenen, dass ich auf den ersten Blick erschrak. Seine Haut war röter als ein Sonnenbrand, und es war so mager, dass alle Rippen hervortraten und sich die Haut in tiefe Falten legte. Dazu kamen die ganzen Schläuche, Pflaster und Kabel. Auch Samuel war offensichtlich irritiert und fragte, ob das so normal sei. Die Säuglingsschwester bejahte.

Jasmin war in der 26. oder 27. Schwangerschaftswoche gewesen. Mit 955 g Gewicht und 33 Zentimetern Körperlänge war unsere Tochter zwar eher noch etwas klein, aber durchaus im Rahmen. Aufgrund der Umstände ihrer Geburt stand sie unter erhöhter Beobachtung, aber die Schwester versicherte uns, dass bisher alles normal verlaufen sei.

«Wir müssen noch eine Frage klären: Wie soll Ihre Tochter denn heißen?»

Darüber hatten Jasmin und ich noch nicht gesprochen. Doch jetzt mussten wir ohne sie entscheiden.

Die Schwester brachte uns ein Buch mit Vornamen. Ich fand jedoch, dass wir darüber morgen gemeinsam mit Benjamin entscheiden sollten. Außerdem war es inzwischen schon nach zwei Uhr nachts.

Wir durften im gleichen Raum übernachten, in dem auch Benjamin untergebracht war.

Am nächsten Morgen wurde ich von Benjamin geweckt. Er wollte unbedingt zu seiner Mami und zu seiner Schwester. «Ich weiss, wie man Mami wieder aufweckt!»

Ich versuchte, ihm zu erklären, dass seine Mami ganz fest schlafe, dass sie diesen Schlaf jetzt brauche, um wieder gesund zu werden, und dass er sie darum jetzt auf gar keinen Fall wecken dürfe.

«Aber sie wird schon wieder gesund, oder?»

«Wir können es nur hoffen.»

«Und ihr Baby?»

«Die Frau Doktor hat gesagt, dass es ihm auch gut geht. Aber wir wissen nicht, ob es nach dem Unfall genügend Luft bekommen hat. Und sowieso ist es natürlich nicht gut, wenn ein Baby viel früher auf die Welt kommt, als es eigentlich sollte.»

«Dann müssen wir auch hoffen?»

«So ist es. Aber es gibt etwas, das wir noch machen müssen: Wir müssen deiner Schwester einen Namen geben. Wie würdest du denn deine Schwester nennen?»

«Wir wäre es mit Hope?», schlug Samuel vor, der offenbar auch wach war und uns zugehört hatte. «Das ist ja das einzige, was wir zurzeit noch haben: Hoffnung.»

Ich hatte noch nie gehört, dass Hope ein Name sein sollte.

«Die Torhüterin im Frauen-Nationalteam der USA heisst so: Hope Solo.»

Benjamin fand die Idee auch gut, aber mir klang das zu sehr nach Star Wars, was ich in diesem Moment völlig unpassend fand. Ich blätterte in dem Büchlein, das mir die Säuglingschwester gestern mitgegeben hatte.

«Nadja: Kurzform von Nadeschda (russisch: die Hoffnung)», las ich vor.

Damit waren alle einverstanden.

Wir blieben noch einmal lange bei Jasmin und bei Nadja, mussten dann aber zur Kenntnis nehmen, dass wir nicht auf Dauer im Spital würden wohnen können. Obwohl Benjamin fürchterlich weinte, machen wir uns schliesslich auf die Heimreise nach Sulzwil.

Als wir zuhause ankamen, wollte ich als Erstes Jasmins Eltern anrufen. Da der Akku meines Handys leer war, ging ich ins Büro, und stellte fest, dass der Computer noch eingeschaltet war. Ich bewegte die Maus hin und her, bis der Bildschirm wieder etwas anzeigte, und wollte den Computer gerade herunterfahren, doch dann sah ich mein eigenes Bild, und zwar in einem Browserfenster. Die Webseite, auf der es aufgeschaltet war, nannte sich «Sulzleaks», und im Untertitel hiess es: «Wie ein karrieresüchtiger Schulleiter über Leichen geht.»

Fortsetzung im nächsten lvb.inform.

Alle bisher erschienen Kapitel können Sie hier nachlesen:
<http://www.lvb.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>

«Bekenntnisse des Schulentwicklers Felix Walldorf»

Dreizehnter und letzter Teil

Eine Fortsetzungsgeschichte von Michael Weiss

Wer immer hinter der Website, die ich nun zu sehen bekam, stecken mochte, hatte ganze Arbeit geleistet. So konnten mir die Urheber von «Sulileaks» anhand von Benutzungsprotokollen der elektronischen Türschlösser nachweisen, dass ich mir am 10. September 2013 um 20:35 Uhr Zugang zum Büro unseres Informatikbeauftragten Urs Jenny verschafft hatte. Protokolliert war auch, dass sich just zu dieser Zeit von dessen Bürocomputer aus jemand als Administrator auf dem Server der Sek Sulzwil angemeldet hatte. Und dass ich dort den Eintrag gelöscht hatte, in welchem meine Benutzung der Videoanlage protokolliert war, kam mit Hilfe eines Backups, in welchem der von mir gelöschte Eintrag noch existierte, ebenfalls ans Licht.

Doch damit nicht genug: In mitgeschnittenen Telefongesprächen gaben die beiden Mitkandidierenden, die wie Toni Müller in die engere Wahl für Retos Nachfolge gekommen waren, zu Protokoll, mit welchen «Geheimtipps» ich ihnen bei der Vorstellung vor dem Kollegium einen Vorteil versprochen hatte. Während einer der beiden seit unserer Klausurtagung in Bad Grafenfeld ohnehin schon Bescheid gewusst hatte und auch unverblümt davon erzählte, fiel seine Mitbewerberin, als eine unkenntlich gemachte Stimme sie über den Betrug aufklärte, aus allen Wolken.

Und wie zu befürchten war, wurde die Klausurtagung in Bad Grafenfeld auch darüber hinaus mithilfe zahlreicher Bilder und Videos auf «Sulileaks» ausgeschlachtet. Dass die Fotos, welche meine Affäre mit Samira dokumentierten, im Vergleich zu den Filmszenen, die man aus Zimmer 609 zu sehen bekam, geradezu harmlos wirkten, war ein schwacher Trost für mich. Zwar empfand ich angesichts des Hinweises, dass man via Toni Müllers Schul-Mail-Account auf das Material gestossen sei, eine gewisse Genugtuung. Nur wenig beruhigen konnte mich dagegen, dass «Sulileaks» Bildungsdirektorin Elisabeth Flückiger für die dokumentierte Verschwendug von Steuergeldern verantwortlich machte, denn die Details der Rechnung hatte ich ihr wohlweislich verschwiegen.

Ich verspürte eine ohnmächtige Wut, wenn ich daran dachte, dass der Unfall, den Jasmin und Nadja erlitten hatten, womöglich gar kein Unfall gewesen war und, dessen war ich mir sicher, in jedem Fall nicht passiert wäre, wenn Jasmin diese furchterliche Website nicht zu sehen bekommen hätte.

Wer steckte dahinter? Unweigerlich musste ich an Retos Worte denken: Wer hoch steigt, der fällt auch tief. War er dafür verantwortlich? Aber alleine konnte er unmöglich an all diese Informationen gekommen sein. Hatte am Ende gar

Samuel etwas damit zu tun? Immerhin kannte er das Administratorpasswort des Schulservers. Aber abgesehen davon, dass ich ihm trotz allem, was vorgefallen war, eine derartige Boshaftigkeit nicht zutraute, hätte er gar nicht wissen können, dass es interessant sein würde, ausgerechnet die Benutzungsprotokolle der Türschlösser sowie der Videoüberwachung inklusive der dazu existierenden Backups vom September 2013 zu untersuchen.

Möglich war natürlich, dass er seinem Betreuer Markus Hug das Passwort verraten hatte. Ich hatte Samuel bereits danach fragen wollen, als mir plötzlich durch den Kopf ging, was es wohl für ihn bedeuten würde, wenn er realisierte, dass er durch die Weitergabe des Passworts einen Prozess in Gang gesetzt hatte, an dessen Ende der tragische Unfall seiner Mutter und seiner Halbschwester stand.

Ich schaltete den Computer aus und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. Markus war mit Serge befreundet, der seinerseits als einer der wenigen noch Kontakt zu Reto hielt. Wenn also Samuel Martin das Passwort weitergegeben hätte und dieser mit Serge darüber geredet hätte ...

Das Läuten des Telefons unterbrach meine Gedanken.

«Die Presse!», dachte ich schlagartig, und im gleichen Moment fragte ich mich, warum diese nicht schon viel früher angerufen hatte. Doch am Apparat war Elisabeth Flückiger.

Ich erwartete meine sofortige Suspendierung.

«Felix», sagte sie, «ich weiss, was mit deiner Frau passiert ist, und es tut mir schrecklich leid. Aber wir brauchen dich jetzt hier ganz dringend.»

«Es ist wegen Sulileaks, nehme ich an.»

«Du weisst es also auch schon.»

«Wenn du mich per sofort freistellen willst, bitte sehr.»

«Nein, die Sache ist komplizierter. Aber ich kann dir das jetzt nicht am Telefon erklären. Du musst wirklich vorbeikommen.»

«Was gibt es da noch zu erklären?»

«Ich kann jetzt wirklich nichts sagen. Aber hast du dich noch nicht gefragt, warum die Presse noch nicht berichtet hat?»

«Doch, das hat mich auch schon gewundert.»

«Und genau deswegen müssen wir das bei mir in der Direktion besprechen. Wir haben hier einen Krisenstab eingerichtet.»

Ich verstand rein gar nichts, aber offenbar wusste Elisabeth mehr über Sulzleaks, als sie mir am Telefon sagen wollte.

«Okay», sagte ich schliesslich, «ich habe nur ein Problem: Ich kann meine Kinder nicht alleine lassen. Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, Jasmins Eltern zu informieren!»

«Ich schicke dir eine Psychologin vorbei. Aber wir brauchen dich jetzt unbedingt hier!»

Während ich auf die Psychologin wartete, versuchte ich Benjamin klar zu machen, dass ich noch einmal kurz ins Büro müsse. Samuel, der dafür ebenfalls kein Verständnis zeigte, erklärte ich, dass ich meiner Vertretung aufzeigen müsse, was sie zu tun habe. Beiden versprach ich, es sei für mehrere Wochen das letzte Mal, dass ich zur Arbeit gehen würde.

Die Psychologin, Frau Alexandra Grüniger, die bald darauf eintraf, fand zum Glück sehr schnell einen Draht zu Benjamin. So konnte ich mich auf den Weg in die Direktion machen.

Neben Elisabeth Flückiger waren Generalsekretär Torsten Galliker, Direktionsassistentin Carole Bürki, Toni Müller, Sicherheitsdirektor Franz Imhof und zwei Vertreter der Kriminalpolizei, die sich mir als Leutnant Tschopp und Oberleutnant Handschin vorstellten, anwesend.

«Gestern Nachmittag habe ich diese anonyme Mail bekommen», begann Elisabeth und reichte mir einen Ausdruck. «Sie ist leider im Spam-Ordner gelandet und mir daher erst heute Morgen aufgefallen. Wir wissen nicht, ob ausser dir, Toni und mir noch jemand angeschrieben wurde.»

«Ich habe gestern gar keine Mail erhalten, das Roaming hat nicht funktioniert», entgegnete ich verwirrt. Ich nahm mein Handy hervor, realisierte dann aber, dass der Akku immer noch leer war. So las ich den Ausdruck durch, den Elisabeth mir gegeben hatte.

Sehr geehrte Frau Regierungsrätin

Falls Sie bis jetzt immer noch nicht begriffen haben, mit welchen kriminellen Methoden Ihr Günstling Felix Walldorf operiert, sollten Sie einmal einem Blick auf www.sulzleaks.com werfen.

Sie werden erkennen, dass es sich auch auf Ihre Karriere äusserst ungünstig auswirken könnte, sollte die Öffentlichkeit von der Existenz und den Inhalten dieser Website erfahren.

Genau das wird aber am Freitag, 5. Februar, um 06.00 h passieren, sollten Sie bis dann nicht folgende Forderungen erfüllt haben:

1. *Felix Walldorf wird fristlos und ohne Abfindung entlassen. Der Kanton stellt ihn nie wieder an. Die Entlassung wird in einer Medienmitteilung und auf der Kantonshomepage publiziert.*

2. *Alle von Felix Walldorf geschädigten Personen werden rehabilitiert und erhalten eine finanzielle Wiedergutmachung.*

*Mit freundlichen Grüßen
Der Assange von Sulzwil*

«Wenn Sie gar keine Mail bekommen haben, woher wissen Sie dann überhaupt davon?», fragte mich Leutnant Tschopp.

«Ich bin nach Hause gekommen und habe gesehen, dass der Computer im Büro noch eingeschaltet war. Als ich ihn ausschalten wollte, ist mein Gesicht auf dem Bildschirm erschienen, und da sah ich diese Website. Es muss Jasmin ...»

Meine Stimme stockte.

«Haben Sie einen Verdacht, wer dahinter steckt?», fragte Tschopp weiter.

«Ich kann mir nur einen vorstellen: Reto Sprunger. Als ich Rektor der Sek Sulzwil war, war er mein Co-Schulleiter. Es ist damals herausgekommen, dass er hinter meinem Rücken gegen die Einführung der Motivationswelten agitiert hatte, und ich habe das aufgedeckt. Daraufhin wurde er fristlos entlassen.»

«Haben Sie seither jemals wieder etwas von ihm gehört?»

«Er hat einmal an meiner Tür geklingelt und mir gedroht. Er war ziemlich betrunken.»

«Wie genau hat er Ihnen gedroht?», unterbrach mich Tschopp.

«Dass ich irgendwann einen Fehler machen und er mich dann fertigmachen werde.»

«Und Sie haben sich nie deswegen bei der Polizei gemeldet?»

«Er war, wie gesagt, betrunken. Ich habe das nicht weiter ernst genommen. Und ausserdem konnte ich mir nicht vorstellen, wie er aus seiner Lage heraus – arbeitslos, zudem offensichtlich dem Alkohol verfallen – hätte fähig sein sollen, noch irgendetwas herauszufinden, was er einmal gegen mich würde verwenden können. Ja, und ausserdem hatte ich auch Mitleid mit ihm und wollte ihm mit einer Anzeige nicht noch einmal schaden.»

«Wie erklären Sie sich, dass er so viele Details über Sie herausfinden konnte? Falls tatsächlich er dahintersteckt, muss er Informanten gehabt haben.»

«Er war recht gut mit Serge Lang befreundet. Der ist im Vorstand des Lehrerverbands und unterrichtet an der Sek Sulzwil. Er war ja eigentlich die treibende Kraft hinter der Opposition gegen die Motivationswelten. Und Reto Sprunger hat ihn unterstützt. Das hätte er als Schulleiter natürlich nie tun dürfen, schon gar nicht hinter dem Rücken der übrigen Schulleitungsmitglieder und des Schulsrats.»

«Und Sie meinen, dieser Serge Lang könnte Herrn Sprunger mit Informationen versorgt haben?»

«Nun ja, als Gewerkschafter hat er natürlich unheimlich viele Kontakte und weiss praktisch über alles Bescheid, was im kantonalen Schulsystem läuft. Und dass er und ich nicht die besten Freunde sind, können Sie sich ja denken. Ausserdem, und das scheint mir entscheidend zu sein, ist Herr Lang mit Herrn Hug gut befreundet. Der wiederum hat die Projektarbeit meines Sohnes, also meines Stiefsohnes, um genau zu sein, betreut, in der es sich dieser zur Aufgabe gemacht hat, das Computersystem unserer Schule auf Sicherheitslücken hin zu untersuchen. Und Samuel, so heisst mein Stiefsohn, war dabei offensichtlich sehr erfolgreich. Sollte er die Ergebnisse seiner Arbeit an Markus Hug weitergeleitet haben und der sie wiederum an Serge Lang, hätte dieser natürlich so ziemlich auf alles zugreifen können, was an unserer Schule digital abgespeichert ist.»

«Können Sie sich sonst noch jemanden vorstellen, der ein Interesse haben könnte, Ihnen zu schaden?»

Ich dachte lange nach, aber es fiel mir niemand ein.

«Sehen Sie», ergriff nun Oberleutnant Handschin das Wort, «die einzige Chance, die uns bleibt, ist, die Herren Sprunger, Lang und Hug sofort festzunehmen und zu verhören. Aber angesichts der knappen Zeit haben wir nur einen einzigen Versuch. Wenn wir die Falschen erwischen, können wir die Veröffentlichung dieser Website nicht mehr aufhalten.»

«Lässt sich die Website denn nicht über den Provider abschalten?», erkundigte ich mich.

«Der Provider hat seinen Sitz in den USA. Wir haben ihn kontaktiert, aber er sagt, ohne richterliche Anordnung unternehme er gar nichts. Ausserdem könnte die Site jederzeit anderswo wieder auftauchen.»

«Können wir denn überhaupt sicher sein, dass wir die Veröffentlichung noch verhindern können, wenn wir die Urheber vor Ablauf des Ultimatums finden?»

«Nein», beantwortete Sicherheitsdirektor Imhof meine Frage. «Und deswegen wird es auch keinen solchen Einsatz geben.»

Alle blickten erstaunt zu ihm.

«Wie sollen wir denn sonst vorgehen?», fragte Handschin.

«Wir gehen auf die Forderungen ein. Wir erklären, dass Sie, Herr Walldorf, und Ihre Chefin, Frau Flückiger, im gegenseitigen Einvernehmen beschlossen hätten, die Zusammenarbeit aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen über die weitere Stossrichtung der Schulentwicklung in unserem Kanton per sofort zu beenden. Herrn Sprunger stellen wir wieder als Schulleiter an, natürlich nicht an der Sek Sulzwil, aber wir werden schon etwas finden.»

«An der Sek Winsingen muss gerade ein Schulleitungsosten neu besetzt werden», bestätigte Elisabeth.

«Ja aber Moment einmal», warf ich ein. «Dieser Kerl hat womöglich meine schwangere Frau in einen Selbstmordversuch getrieben! Auf dessen Forderungen kann man doch nicht eingehen!»

«Die Veröffentlichung dieser Site wäre ein absolutes Desaster», fuhr Imhof fort. «Nicht nur die Glaubwürdigkeit von Bildungsdirektorin Flückiger, sondern die unseres gesamten Schulwesens wäre dahin. Stellen Sie sich einmal diese Schlagzeile vor: *Bildungsdirektorin finanziert Sex-Orgie ihres Kaders!* Da müsste nicht nur sie, sondern gleich noch ein paar Dutzend Schulleiter im Kanton den Hut nehmen.»

Ich fragte mich insgeheim, ob ihn das wirklich gestört hätte. Wichtiger war wohl, dass Imhof und Elisabeth in derselben Partei waren und deren Doppelvertretung in der Regierung in Gefahr sahen.

«Und was den Vorwurf der Anstiftung zum Selbstmord betrifft: Der wird nicht zu beweisen sein. Selbst wenn Ihre Frau aus dem Koma wieder aufwachen sollte, wird sie sich kaum daran erinnern können, was in den Stunden davor passiert ist. Was ja im Übrigen für Ihre Beziehung sogar von Vorteil sein dürfte ...»

Ich schluckte einmal leer.

«Und Sie meinen, wenn wir auf die Forderungen eingehen, hält auch Reto Sprunger – oder wer sonst der Urheber dieser Website ist – sich an sein Versprechen, die Site nicht zu veröffentlichen?»

«Er kann viel gewinnen, wenn er sich daran hält – und alles verlieren, wenn er es nicht tut», entgegnete Imhof.

«Und was wird aus mir, wenn ich diesem Deal zustimme?»

«Wir werden auch für dich wieder eine Stelle finden», versuchte Elisabeth mich zu beruhigen, «sei es ein Posten innerhalb der Verwaltung oder in einer Schulleitung. Natürlich in einem anderen Kanton. Aber ich werde mich auf jeden Fall für dich einsetzen. In der EDK haben mir schon etliche Kolleginnen und Kollegen gesagt, dass sie mich um so einen Mitarbeiter wie dich beneiden. Und unter uns: Persönlich kann ich mit den Verfehlungen, die du begangen hast,

leben. Abgesehen davon, dass du mit dem schrecklichen Unfall deiner Frau ohnehin mehr als genug gestraft bist.»

«Dann können wir so verfahren?», fragte Imhof.

Niemand widersprach.

Elisabeth legte mir eine bereits fertig ausformulierte Vereinbarung vor, in der ich meinem sofortigen Rücktritt von meinem Amt als Leiter der Stabsstelle Schulentwicklung zustimmte. Obwohl mir in diesem Moment bewusst wurde, dass das Resultat dieser «Krisensitzung» schon vor meinem Eintreffen festgestanden hatte, unterschrieb ich. Damit war die Sitzung offiziell beendet.

Als mir Elisabeth bei der Verabschiedung noch einmal versicherte, wie sehr ihr die Sache mit meiner Frau leid täte, fragte ich sie, wie sie überhaupt davon erfahren habe. Es stellte sich heraus, dass sie, nachdem sie mich am Morgen weder auf dem Handy noch auf dem Festnetz hatte erreichen können, polizeilich hatte suchen lassen, und dass ihr die Polizei dann vom Unfall von Jasmin berichtet habe. Sie umarmte mich und wünschte mir alles Gute.

Als ich wieder zuhause ankam, berichtete Frau Grüniger, dass sie für die Kinder zwei Pizzas bestellt habe, da beide

hungry gewesen seien. Ich erstattete ihr das Geld zurück und bedankte mich herzlich. Sie hinterliess mir ihre Adresse und bot mir an, in den kommenden Tagen regelmässig vorbeizukommen, um mit Benjamin und Samuel die Ereignisse rund um den Unfall ihrer Mutter aufzuarbeiten. Dieses Angebot nahm ich gerne an.

Benjamin und Samuel drängten darauf, Jasmin und Nadja noch am Abend wieder zu besuchen. Angesichts der im Raum stehenden Erpressung, die mir keine Ruhe liess, vertröstete ich sie auf den folgenden Tag. Ich rief aber im Spital an und liess mir versichern, dass der Zustand der beiden stabil war. Damit gelang es mir einigermassen, die beiden Kinder zu beruhigen.

Schliesslich zog ich mich ins Büro zurück, schloss mein Handy ans Ladekabel an, wartete, bis ich es starten konnte und sah dann nach, ob auch ich eine Mail mit einem Hinweis auf die Sulileaks-Website erhalten hatte. Ich fand jedoch nichts Derartiges. Dafür erschien zuoberst die Medienmitteilung, in der mein sofortiger Rücktritt als Leiter der Stabsstelle Schulentwicklung bekannt gegeben wurde.

Demnach musste ich in Jasmins Mails suchen. Ich startete den Computer, loggte mich auf ihrem Account ein und öffnete das Mailprogramm.



**SHOP
DEIN
GELD
ZURÜCK**

Für LCH-Mitglieder:



tolle Gutscheine



satte Rabatte

www.LCH.rewardo.ch



Gesendet am Mittwoch, 3. Februar 2016, um 16:43 h von sulzleaks@anonymous.com, Betreff: Der wahre Felix Wall-dorf

Hallo Jasmin!

Habe gehört, du wirst noch einmal Mutter! Freut mich echt für dich! Muss deine Freude aber leider ein wenig trüben. Der Mann, den du dir dafür ausgesucht hast, hat nämlich noch ein paar Charaktereigenschaften, die gar nicht besonders nett sind. Wenn ich ehrlich sein soll: Dein Felix ist ein richtig schmieriges Arschloch! Und das sage ich nicht einfach so dahin, das habe ich sauber und akribisch recherchiert: Auf www.sulzleaks.com findest du über deinen Mann alles, was du dir nie hättest vorstellen können, und noch ein bisschen mehr! Tut mir echt leid, aber ich glaube, du solltest deine Lebensplanung noch einmal überdenken!

Mit besonders lieben Grüßen
Der Assange von Sulzwil

Ich hatte kaum fertiggelesen, als mein Handy mir den Empfang einer neuen Mail meldete.

Gesendet am Donnerstag, 4. Februar 2016, um 15:54 h von sulzleaks@anonymous.com, ohne Betreff

Hallo Felix!

Schon vergessen? Wer hoch steigt, der fällt auch tief. Jetzt bist du, wo du hingehörst: GANZ UNTEN!!

Mit einem Gruss der Genugtuung
Der Assange von Sulzwil

PS: Geile Medienmitteilung!

PPS: Grüss deine Frau von mir, falls du sie noch einmal siehst!

«Du verdammte Drecksau!», entfuhr es mir. Schon nach seiner Mail an Jasmin war ich kurz davor gewesen, auszurasten, doch dass er sich über den Unfall meiner Frau, den er selbst provoziert hatte, auch noch ergötzte und damit seinen Spott mit mir trieb, war endgültig zu viel.

Ich begab mich in den Keller, wo immer noch das Fleischmesser versteckt lag, mit dem Samuel einst die Kaninchen geköpft hatte. Ich nahm meinen Mantel, packte das Messer ein und überliess Samuel und Benjamin mit der Bemerkung, ich müsse noch einkaufen, sich selbst.

Reto wohnte in einem kleinen Haus eines Sulzwiler Aussenbezirks, das er von seinen Grosseltern übernommen hatte. Es war alt, in schlechtem Zustand und vollständig abbezahlt, weswegen ihn die Sozialbehörde wohl weiterhin dort wohnen liess.

Es dunkelte schon ein, als ich ankam. Das einzige Licht, das durch die Fenster seines Hauses schien, war dasjenige des Fernsehers.

Ich schlich mich zur Tür und stellte fest, dass sie nicht verschlossen war. Ich nahm mein Messer hervor und schlich mich in Richtung der Geräusche, welche offenbar von einer Sendung des Regionalsenders «Tele Mittelland» herrührten. Ob die wohl auch schon über meinen Rücktritt berichteten?

Es sollte für einige Zeit das Letzte sein, woran ich mich erinnern konnte. Als ich wieder zu mir kam, brummte mein Schädel. Meine Hände waren mit Kabelbindern an einen Heizkörper gefesselt und meine Füsse mit einem Seil zusammengebunden. Über meinem Mund klebte Isolierband. Vor mir stand Reto und prüfte die Schärfe meines Messers.

«Du Riesentrottel!», legte er los. «Hast du gedacht, ich hätte so etwas nicht von dir erwartet?» Er sah mich an und schüttelte tadelnd dem Kopf.

«Deine Eitelkeit war schon immer dein grösster Schwachpunkt, Felix. Immer hast du gedacht, du seist schlauer als alle anderen. Und hast gedacht, niemand durchschaut dich. Dabei haben Sie dich alle durchschaut, alle! Aber eines muss man dir lassen: Du hast ein derartiges Klima der Angst geschaffen, dass sich niemand getraut hat, dagegen aufzumucken. Und an mir hast du ein Exempel statuiert, um zu zeigen, was mit denen passiert, die es doch versuchen. Die Geschichte von dieser Mail, die du angeblich auf dem Kopierapparat gefunden hast, und mit der du mich im Schullrat fertiggemacht hast: Die kennt inzwischen auch jeder. Und jeder weiss, wie es wirklich gewesen ist. Trotzdem hat keiner etwas gesagt, aus Angst, so zu enden wie ich.»

Ein diabolisches Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

«Aber dann war da diese Frau, der du nicht widerstehen konntest. Und auf einmal bist du erpressbar geworden, Felix. Nachdem es dir jahrelang gelungen war, die Stücki-Baldegger und die Flückiger mit deinen Motivationswelten zu blenden, für die du nie, aber wirklich nie auch nur den Hauch einer Verantwortung übernehmen musstest, mit denen du aber im gesamten Kanton ein riesiges Hamsterrad geschaffen hast, in dem Schulleitungen, Lehrpersonen und Schüler strampeln, haben einige es offensichtlich genossen, jetzt einmal dich unter Druck setzen zu können.»

Eine kurze Stille trat ein.

«Nicht einmal da hat die Flückiger den Braten gerochen», fuhr er mit einem Kopfschütteln fort, «wollte es offenbar gar nicht wissen! Obwohl die Fotos und Videos auf den offiziellen E-Mail-Accounts von Schulleitern zirkulierten! Aber klar, es wäre ihrem politischen Ansehen alles andere als förderlich, wenn das rauskäme ...»

Er senkte seine Stimme.

«Was ich nach meiner Entlassung gemerkt habe, ist, dass es neben Serge eine einzige Person an unserer Schule gab, die begriffen hat, was da für eine Sauerei abläuft. Und das war, du wirst es nicht glauben, Amélie, unsere Sekretärin! Mit ihr und Serge habe ich mich später regelmässig getroffen. Und nachdem uns Amélie angedeutet hatte, dass sie einen speziellen Draht zu Urs Jenny habe, ist es ihr gelungen, auch ihn ins Vertrauen zu ziehen.»

Er genoss es sichtlich, die Details seines Rachefeldzuges vor mir auszubreiten.

«Tja, und dann haben wir uns in den letzten Sommerferien akribisch daran gemacht, nach allen nur denkbaren Spuren zu suchen, die belegen könnten, wie du mit unerlaubten Mitteln unseren Widerstand gegen die ungeklärte Bezahlung der Motivationswelten gebrochen hast. Am Schluss hatten wir ein klares Bild beisammen. Aber Serge warnte uns davor, mit diesen Enthüllungen bereits an die Öffentlichkeit oder nur schon zu Frau Flückiger zu gehen. Einerseits war unsere Suche ja ebenfalls nicht legal gewesen und andererseits schätzte er das Empörungspotential, das wir mit der Videospionagegeschichte hätten auslösen können, als viel zu gering ein.»

Retos Augen begannen zu leuchten.

«Aber dann kamen die Gerüchte auf, was an der von dir organisierten Klausurtagung im Schwarzwald so alles passiert sein soll. Naja, und dieser Lutz Rösler, der nach dir in die Schulleitung der Sek Sulzwil gekommen ist, das ist ja einer, der kann jetzt nichts für sich behalten. Der hat Serge gegenüber am Weihnachtsessen derart viele Anspielungen gemacht, dass der gar nicht mehr lange suchen musste. Na, und was dann auf Toni Müllers Mail-Account so alles zu finden war, das war wirklich der Hammer!»

Er lachte laut los.

«Der Müller, der ist so blöd, der ist ein Geschenk des Himmels! Naja, und die Zeit seit Weihnachten habe ich dann damit verbracht, die Sulileaks-Plattform aufzubauen.»

Und mein Aufenthalt in Stuttgart war der ideale Moment gewesen, um zuzuschlagen, dachte ich bei mir.

Mit einem Mal verfinsterte sich Retos Miene. Er kam auf mich zu und hielt mir das Messer an den Hals.

«Und wenn du jemals irgendjemandem auch nur ein Wort davon erzählst, kannst du Gift darauf nehmen, dass eine halbe Stunde später die gesamte Presse über Sulileaks informiert ist! Hast du das verstanden?»

Ich nickte. Der Schweiss rann mir vom Gesicht.

«Sollte Amélie, Urs, Serge oder mir irgendetwas zustossen, passiert genau dasselbe! Klar?»

Ich nickte abermals.

«Gut», sagte er, nahm das Messer wieder weg und verzog seinen Mund zu einem hämischen Grinsen. «Dann erlaube ich mir jetzt, deiner Frau noch einen kurzen Besuch abzustatten!»

Ich geriet in Panik. Ich riss die Augen auf, zappelte und stöhnte nach Kräften, aber die Fesseln und das Klebeband setzten mir enge Grenzen. Schon bald rang ich nach Luft, und die Kabelbinder schnitten mir die Handgelenke blutig. Es war aussichtslos.

Der Gedanke, dass Reto ins Inselspital fahren und Jasmin etwas antun könnte, während ich an seine Heizung gefesselt dasass, war unerträglich. Mehrmals klingelte mein Handy. Sicher fragten sich Samuel und Benjamin schon lange, wo ich denn bliebe – und ich konnte ihnen keine Antwort geben. Stattdessen sass ich einsam und machtlos in der Dunkelheit fest.

«La vengeance est un plat qui se mange froid», hatte ich einmal im Französischunterricht gelernt. Diese Lektion hatte Reto offenbar besser begriffen als ich.

Als ich schon nicht mehr damit gerechnet hatte, ging urplötzlich das Licht an, und acht schwerbewaffnete Polizisten stürmten von allen Seiten gleichzeitig Retos Haus. Nachdem sie mich entdeckt hatten, blieben zwei bei mir, während die anderen die übrigen Zimmer sicherten.

Nachdem klar geworden war, dass sich niemand außer mir im Haus aufhielt, führte man mich nach draussen, wo mich Oberleutnant Handschin schon erwartete.

«Ihre Kinder haben sich bei uns gemeldet. Ein fremder Mann habe bei Ihnen geklingelt, und als Benjamin ihm die Tür geöffnet hatte, habe er sich erkundigt, wo Benjamins Mutter sei. Benjamin habe ihm daraufhin gesagt, dass sie im Spital in Bern liege und tief schlafe. Der Mann sei dann wieder gegangen. Samuel habe sich, nachdem Benjamin die Tür schon aufgemacht hatte, versteckt gehalten. Als der Mann dann wieder verschwunden war, habe er erst Sie vergeblich anzurufen versucht und sich dann bei der Polizei gemeldet.»

«Das war Reto Sprunger. Er hat mich hier gefesselt und mir dann gesagt, er wolle noch meine Frau besuchen.»

«Das haben wir auch vermutet, aber leider konnten wir so schnell kein Foto auftreiben, anhand dessen Benjamin ihn hätte identifizieren können. Wir haben aber selbstverständlich sofort unsere Kollegen in Bern alarmiert und sie angewiesen, das Zimmer Ihrer Frau zu bewachen.»

Wenigstens eine gute Nachricht, dachte ich.

«Dann haben wir uns auf die Suche nach Ihnen gemacht.

Dank Ihres Handys konnten wir Sie zum Glück relativ schnell orten.»

«Gott sei Dank! Was meinen Sie, was das für ein Gefühl war, als das Handy geläutet hat und nicht rangehen konnte ...»

«Ich kann das durchaus nachvollziehen. Aber etwas müssen Sie mir trotzdem noch erklären: Warum in aller Welt sind Sie bei Herrn Sprunger vorbeigegangen? Es muss Ihnen doch klar gewesen sein, dass Sie damit sich, Ihre Familie und auch den Deal, dem Sie zugestimmt haben, in höchste Gefahr bringen!»

«Muss ich Ihnen das jetzt beantworten?»

«Soll ich Ihnen einmal vorrechnen, was ein Polizeieinsatz wie dieser hier kostet?»

«Ich wollte einfach wissen, warum er mir das angetan hat. Warum er meine Frau so in die Sache mit hineingezogen hat. Sie kann doch nichts für das, was ich getan habe!»

Ein weiterer Polizeiwagen hielt vor Retos Haus. Man hatte Samuel und Benjamin hergebracht. Wir umarmten uns.

«Papi, hätte ich dem Mann nicht sagen dürfen, wo Mami ist?», fragte Benjamin besorgt.

«Es ist alles gut», entgegnete ich. «Die Polizei passt auf, dass der Mann Mami nichts tun kann.»

Oberleutnant Handschin informierte uns, dass inzwischen eine Grossfahndung nach Reto eingeleitet worden war. Man werde uns über den weiteren Stand auf dem Laufenden halten. Ein Polizist wurde aufgeboten, um uns nach Hause zu fahren und über Nacht Wache zu halten – für den Fall, dass Reto unverhofft bei uns auftauchen würde.

Am nächsten Morgen hatte die Polizei noch immer keine Spur von Reto. Sein Handy hatte er offenbar bereits ausgeschaltet, kurz nachdem er bei Benjamin und Samuel aufgetaucht war. Als sich jedoch bereits am frühen Morgen eine «Blick»-Journalistin bei mir meldete, war mir klar, dass Sulzleaks öffentlich geworden war.

Ich bat den Polizisten, der über Nacht bei uns geblieben war, nachzufragen, ob ich mit den Kindern zu meiner Frau und meiner Tochter fahren dürfe. Bald darauf kam das Okay: Man werde uns mit einem Polizeiauto ins Inselspital bringen. Gleichzeitig wurde mir untersagt, auf jegliche Presseanfragen zu reagieren. Ich beschloss, mein Handy gleich ganz auszuschalten.

In Bern angekommen, begleitete uns die Polizistin, die uns dorthin chauffiert hatte, bis auf die Intensivstation, wo ihr Kollege über Nacht Wache geschoben hatte. Im Zimmer von Jasmin, das wir nicht betreten durften, waren etliche Ärzte versammelt. Als wir uns bemerkbar machten, kam

Frau Krahlf zu uns.

«Der Zustand Ihrer Frau hat sich leider heute Nacht deutlich verschlechtert. Sie hat eine Lungenentzündung entwickelt, die sich weiter verschlimmert. Wir kommen derzeit medikamentös nicht dagegen an.»

«Wie konnte das passieren? Haben Sie Probleme mit Keimen in diesem Krankenhaus?»

«Ihre Frau ist durch den Unfall und die nachfolgenden Operationen natürlich stark geschwächt. Dadurch können Infektionen ausbrechen, die bei einem gesunden Menschen niemals zu einer Erkrankung führen würden. Wir können auch nicht sagen, ob sie sich hier im Spital angesteckt hat oder bereits früher.»

Was folgte, waren die bittersten Momente meines Lebens, und natürlich ebenso für Samuel, Benjamin und Jasmings Eltern, welche ich erst an diesem Morgen endlich kontaktieren konnte.

Während zweier Tage kämpften die Ärzte um Jasmings Überleben, doch am Ende reichte ihre Kraft nicht aus. Sie starb, ohne dass wir uns von ihr noch richtig verabschieden könnten.

Während ich dies niederschreibe, sitze ich mit Benjamin im Zimmer der Frühgeborenenstation neben meiner Tochter Nadja. Seit Jasmings Tod sind sechs Wochen vergangen. Inzwischen hat man Nadja genauer untersuchen können. Es konnte keine Schädigung ihres Gehirns aufgrund einer Sauerstoffunversorgung festgestellt werden. Obwohl damit nicht alle Risiken ausgeschlossen werden können, hat Nadja doch gute Chancen, als gesundes Kind aufzuwachsen.

Ob und wie weit ich dies allerdings direkt mitverfolgen kann, ist fraglich. Jasmings Eltern haben zusammen mit Samuel bei der KESB beantragt, mir das Sorgerecht für meine Kinder zu entziehen. Auch wenn sie es nicht wörtlich aussprechen, so haben sie mir doch deutlich zu verstehen gegeben, dass sie mir die Hauptverantwortung für Jasmings Tod zuschreiben. Das Sorgerechtsverfahren ist noch hängig. Momentan wohnt Samuel bei Jasmings Eltern, während ich mich immer noch um Benjamin kümmere.

Die Sulzleaks-Affäre ist inzwischen wieder aus den Medien verschwunden. Rücktrittsforderungen hat Elisabeth Flückiger vehement zurückgewiesen. Ins Visier der Presse gerieten ohnehin vor allem die Schulleiter, die auf den Videos im Leopoldshof zu erkennen waren – allen voran Toni Müller. Insgesamt kam es tatsächlich zu mehreren fristlosen Entlassungen. Weitere Untersuchungen wurden allerdings nicht geführt. So blieben Amélie, Urs und Serge unbehaftigt. Auch ich verspürte keinen Drang, noch gegen sie auszusagen.

FÜR EINE KINDGERECHTE SCHULE!

www.pro-bildung-bl.ch

Komitee pro Bildung BL
 Sonnenweg 4, 4133 Pratteln
 Tel. 061 973 97 07
 info@pro-bildung-bl.ch



Entgegen der ursprünglichen Vereinbarung wurde mir die Lohnfortzahlung bis zum Ende des Schuljahrs gewährt. Für meine weitere berufliche Zukunft fand man in Könitz eine Schulleitungsstelle, die ich nach anfänglichem Zögern annahm. Elisabeth hatte sich beim Berner Erziehungsdirektor Schwarz persönlich für mich eingesetzt.

Reto war bereits am Morgen nach seinem Verschwinden von Joggern entdeckt worden, die im Wald auf einen blutüberströmten Mann mit einem Messer in der Hand gestossen waren. Er befindet sich seither in stationärer psychiatrischer Behandlung. Angeblich hatte er nie damit gerechnet, was seine Mail an Jasmin auslösen würde. Als ihm nach seinem Besuch bei Benjamin und Samuel klar geworden war, dass es sich beim Opfer des schweren Unfalls, von dem die Medien bereits berichtet hatten, um Jasmin handelte, war er in Panik davongerannt und hatte kurz davor gestanden, seinem eigenen Leben ein Ende zu setzen.

Ich versuche, Benjamin und Nadja wenigstens ansatzweise die Fürsorge zukommen zu lassen, die Jasmin ihnen hätte

zuteilwerden lassen, aber nun nicht mehr geben kann. Mit Benjamin unternehme ich Ausflüge in den Tiergarten, auf den Gurten, zum Bärenpark oder einfach der Aare entlang, aber immer verbringen wir auch viele Stunden neben Nadja.

Zum ersten Mal durften wir meine Tochter heute kurz aus dem Brutkasten nehmen und umarmen. So hänge ich derzeit an dem restlichen Glück, das mir, zumindest solange, wie mich die KESB noch gewähren lässt, verbleibt: meinem Sohn Benjamin und meiner kleinen Tochter Nadja.

*Die gesamte Fortsetzungsgeschichte können Sie hier nachlesen:
<http://www.ivb.ch/de/Aktuell/Magazine/Serien.php>*